8/1987 PREIS 0.80 M

DDR ISSN 0427-5217

FREIE WELT

Vertrauenssache

Wie Stahlwerker miteinander umgehen

Schlank in den Sommer

Mit dem FREIE WELT-Energiekreisel

Wieder mit Preisrätsel!

Neue Folge unserer Sammelserie über die Völkerschaften der UdSSR: Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft der Karatschaier und Tscherkessen, die am Nordhang des Großen Kaukasus leben.

Ich bin eine Tscherkessin

aus dem Autonomen Gebiet der Karatschaier und Tscherkessen

Völkerschaften
Der 21. Beitrag innerhalb der Sammelserie „Völkerschaften der UdSSR“ berichtet über Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft der Karatschaier und Tscherkessen, beheimatet im Nordkaukasus. Gedichte, Märchen, Sprichwörter erscheinen erstmals in deutscher Sprache.
Seiten 4–15, 42–53, 56

Wirtschaft
Die „Buschmänner“ aus dem EKO – Aussagen über eine Stahlwerker-Jugendbrigade und ihren Vertrauensmann **Seite 16**

Sport
Viktor Brysgin – der neue Sprinterstern aus Woroschilowgrad **Seite 20**

Zu Gast in Berlin
Hermod Lannung **Seite 22**

Solidarität
Hoffnung auf Hilfe: ein Besuch im Hospital „Carlos Marx“ in Managua **Seite 24**

Serie
Wehrmachtssoldaten im Widerstand **Seite 26**

Szenen aus der Geschichte Berlins
Die Ansteckung **Seite 28**

Feuilleton
Prager Auto-Biographie **Seite 30**

Moskauer Skizzen
Bulgakows Häuser **Seite 32**

Erzählung
Tibor Déry: An der Donau **Seite 34**

Humor **Seite 36**

Rätsel **Seite 38**

Kinderserie
„Der Zauberer Hottab“ **Seite 40**

Nachrichtenmagazin **Seite 54**

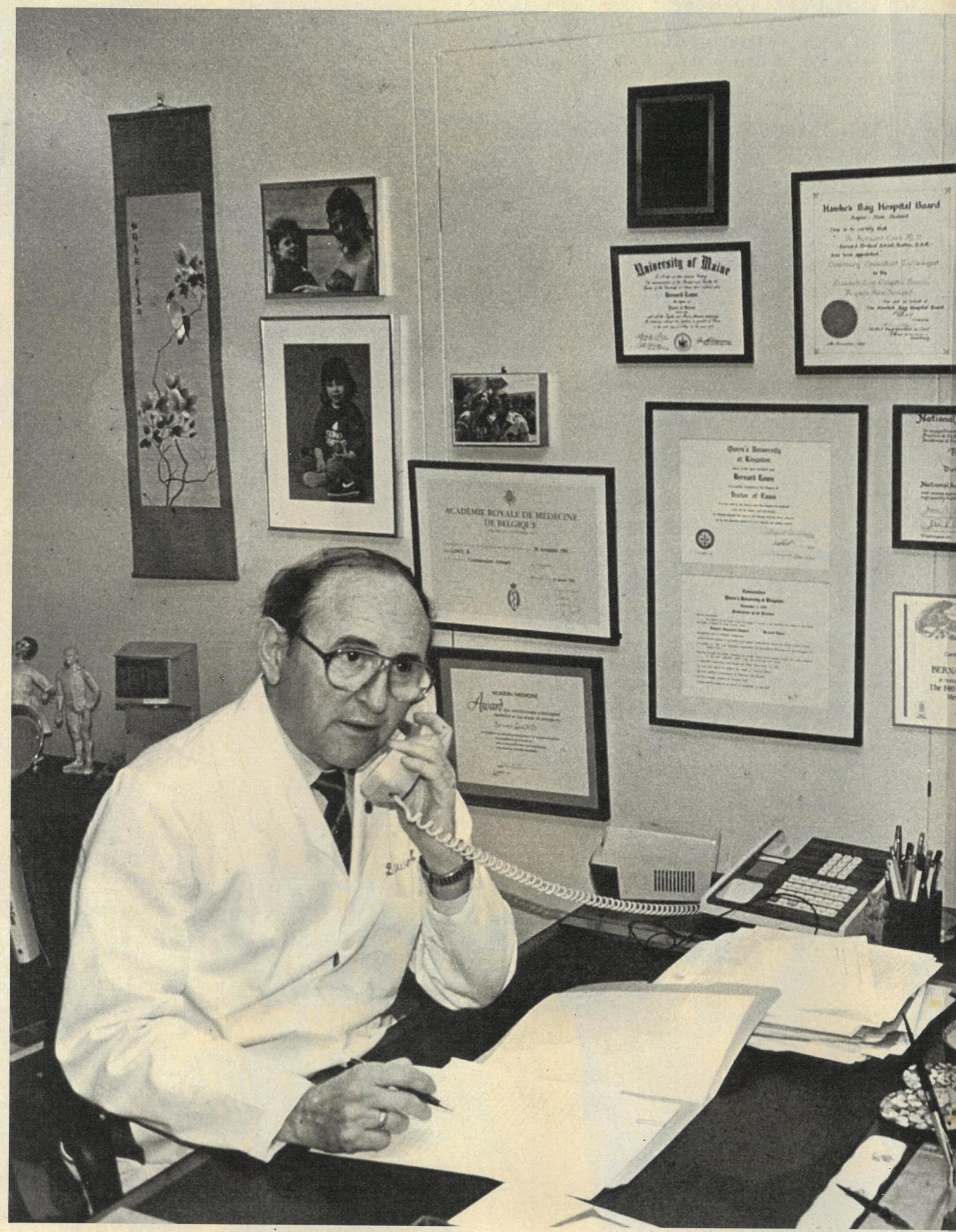
Titelfoto:
Lysin wurde von Detlev Steinberg im Kindergarten von Chabesk fotografiert

Redaktionsschluß für dieses Heft: **6. 4. 1987**

„Auf diesen Tag warte ich.“

Professor Dr. Bernard Lown in Berlin

Hunderte Ärzte standen auf dem Testgelände in Nevada, aus Protest gegen die angekündigte unterirdische Explosion. Der Countdown lief auf Null zu. Dann erklang das „Zero“, und eine unerträgliche Stille brach an, in die plötzlich das Weinen eines Kindes drang. Ein Ärzteehepaar hatte es mitgebracht, und nun verriet es seine Angst vor dem grauenhaften Schweigen,



das etwas Unfaßliches ankündigte. Das geschah im November 1986, als die USA, das sowjetische Moratorium mißachtend, erneut eine Kernladung zündeten. Im Februar 1987 standen über 2000 Ärzte auf dem Gelände, über 400 wurden verhaftet.

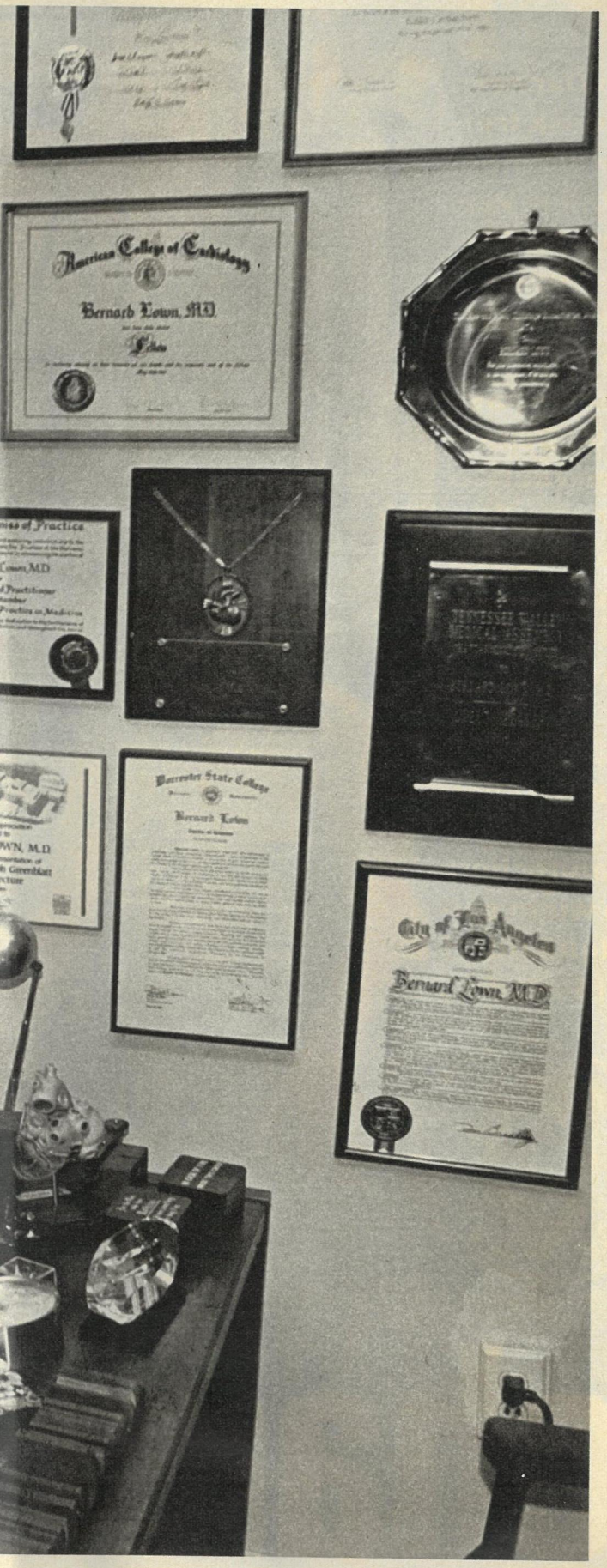
Das erfuhren die Zuhörer in diesen Tagen auf dem öffentlichen Plenum der „Ärzte der DDR zur Verhütung eines Nuklearkrieges“ vom Ko-Präsidenten der IPPNW (International Physician for the Prevention of Nuclear War), Professor Dr. Bernard Lown. „Ich bin Optimist“, meinte er in Betrachtung des Jahres 1980. Sechs Ärzte – je drei aus den USA und aus der Sowjetunion – vereinbarten damals in Genf, eine internationale Ärzteorganisation zur Verhütung eines Nuklearkrieges ins Leben zu rufen. Professor Lown und Professor Tschasow wurden ihre Präsidenten. Heute zählt die Organisation 160 000 Ärzte in sechzig Ländern. Was können Ärzte ausrichten in dieser Welt, die von einem vielfachen Overkill bedroht ist? Obgleich wir „nur“ 50 000 Mitglieder in den USA haben, erläuterte Professor Lown, wirken wir bis in den Kongreß hinein. Keine der vielzähligen Friedensbewegungen in den USA hat eine so beachtliche Lobby wie die Friedensorganisation der Ärzte. Diese Vereinigung hat ihr soziales Prestige und den Einfluß auf Millionen Patienten in die Waagschale geworfen. Über die Grauen, die dem atomaren Blitz folgen und denen die Mediziner hilflos gegenüberstehen würden, können sie Aussagen treffen. Das Magazin „Time“ gab zu verstehen, daß die gesellschaftliche Ausstrahlung dieser Ärztevereinigung nicht hoch genug eingeschätzt werden kann. Zudem hat sie recht sinnfällige und jedem verständliche Formen gefunden, auf bestimmte Bedrohungen aufmerksam zu machen. So symbolisierte ein großer löchriger Schirm, der vor Regen keinen Schutz bietet, auf der Märzkonferenz in Chicago, was die Menschen unter einem strategischen Verteidigungsschirm, SDI genannt, zu erwarten hätten.

In drei Stunden schluckt die Rüstung, was einem Jahresetat der Weltgesundheitsorganisation entspricht, erklärte auf dem Forum Professor Dr. Michail Kusin, Präsident des Organisationskomitees des 7. Weltkongresses der IPPNW, der im Mai in Moskau stattfinden wird. In 5000 Jahren menschlicher Kultur waren lediglich 300 Jahre ohne Krieg, weil das Denken die Steinzeit nicht verlassen hatte. Heute ist jedoch ein neues Denken über die gemeinsame Sicherheit und über vertrauensbildende Maßnahmen so wichtig wie die Luft zum Atmen.

„Ich konnte feststellen, daß Ihr Staatsoberhaupt sich in völliger Übereinstimmung mit unseren Anliegen befindet“, sagte Professor Lown nach einem Besuch beim Generalsekretär des ZK der SED Erich Honecker vor dem Fernsehen. „Das ist ebenso erfreulich wie bedeutsam. Es ist Fakt, daß Herr Honecker als Repräsentant der Deutschen Demokratischen Republik so nachdrücklich gegen Kernwaffentests, für die Beseitigung der Kernwaffen eintritt. Er betrachtet wie wir Kernwaffen unter dem Gesichtspunkt, daß man sie abschaffen muß.“

Professor Lown sprach für die Ärzteschaft der ganzen Welt, als er erklärte, daß die IPPNW wohl die einzige Organisation ist, die ihre Selbstauflösung mit Freuden herbeiwünscht. „Es wird ein glücklicher Tag sein, an dem wir sagen können, IPPNW wird nicht länger gebraucht. Auf diesen Tag warte ich.“

Hans Bergmann



Unmittelbar vor seiner Reise in die DDR besuchte FREIE WELT den weltbekannten Herzchirurgen und Professor an der „Havard School of Public Health“ in Boston. In seinem Institut im medizinischen Zentrum und im gewissermaßen schon historischen Wohnzimmer seines Hauses, in dem vor 25 Jahren die USA-Friedensorganisation „Ärzte für soziale Verantwortung“ gegründet wurde, lernten wir einen Menschen kennen, der dem drohenden Nukleartod mit der gleichen schier unerschöpflichen Energie entgegentritt, wie er seit mehr als 30 Jahren tödliche Herzkrankheiten bekämpft. Letzteres zu tun und ersteres zu lassen, so sagte uns Dr. Bernard Lown, sei für ihn kein sinnvolles Leben. Über diese hochinteressante Begegnung mit dem Friedensnobelpreisträger und USA-Herzspezialisten in Boston berichtet FREIE WELT in einer ihrer nächsten Ausgaben.

Fotos: Horst Schäfer, ZB

Über den Dächern von Tscherkessk treffen wir in einem Künstleratelier Vertreter von vier Völkern an: den Russen Alexander Gretschkin, den Nogaier Juri Karassow, den Abasiner Nurbij Dshandarow, den Tscherkessen Muchadin Kardanow. Alle vier Künstler haben sich sowohl dem Modernen verschrieben als auch ihrem ureigenen nationalen Kolorit. Dem karatschaischen Künstler Magomed Chabitschew begegnen wir in seinem Heimatdorf Utschkeken (Seite 51).

Autonomes Gebiet der

Karatschaier

FREIE WELT 1987

Gisela Reller und
Nina Charitonowa (Text)
Detlev Steinberg (Bild)

FREIE WELT dankt der Presseagentur Nowosti (APN) für die freundliche Unterstützung bei der Erarbeitung dieses Beitrages.

& Tscherkessen

Karatschaier & Tscherkessen

In der Sowjetunion leben Angehörige von mehr als hundert Nationen und Völkerschaften. Ungeachtet ihrer Bevölkerungszahl, Nationalität, Rasse oder Religion genießen alle Bürger der UdSSR volle Gleichberechtigung auf allen Gebieten des wirtschaftlichen, staatlichen, kulturellen und gesellschaftlichen Lebens. Anläßlich des 70. Jahrestages der Großen Sozialistischen Oktoberrevolution wird im Appell des Zentralkomitees der Kommunistischen Partei der Sowjetunion konstatiert: „Die Revolution schuf die Grundlage für die Lösung der nationalen Frage in unserem Land. In den Jahren der Sowjetmacht festigte sich die Gleichheit der Völker, ihre brüderliche Zusammenarbeit in der Praxis... Es ist ein geeintes Sowjetvolk entstanden, das auf seine gemeinsamen Erfolge stolz und bereit ist, die sozialistischen Errungenschaften gegen jegliche Anschläge zu verteidigen."
FREIE WELT macht in ihrer Sammelserie „Völkerschaften der UdSSR" seit 1976 mit Nationen und Völkerschaften bekannt, die vor der Großen Sozialistischen Oktoberrevolution rückständige nationale Randgebiete bewohnten, in denen häufig noch feudal-patriarchalische und sogar Gentilverhältnisse überwogen. Als Sonderteile erschienen: „Die Burjaten", „Die Adygen", „Die Karelier", „Die Südosseten", „Die Karakalpaken", „Die Tschuktschen", „Die Dagestaner", „Die Komi", „Die Tuwiner", „Die Kalmyken". Innerhalb dieser Serie veröffentlichten wir auch kleinere Sammelbeiträge, so „Die Nenzen", „Die Niwchen", „Die Gagausen", „Die Chanten und Mansen", „Die Eskimos", „Die Jukagiren", „Die Chakassen", „Die Nordosseten", „Die Ewenen", „Die Udehen", „Die Abasiner", „Die Adsharen".
Im 70. Jahr nach der Großen Sozialistischen Oktoberrevolution setzen wir die Sammelserie „Völkerschaften der UdSSR" mit dem Autonomen Gebiet der Karatschaier und Tscherkessen fort.

Eine Karte des Autonomen Gebiets der Karatschaier und Tscherkessen finden Sie auf unserem Rücktitel, auf Seite 56.

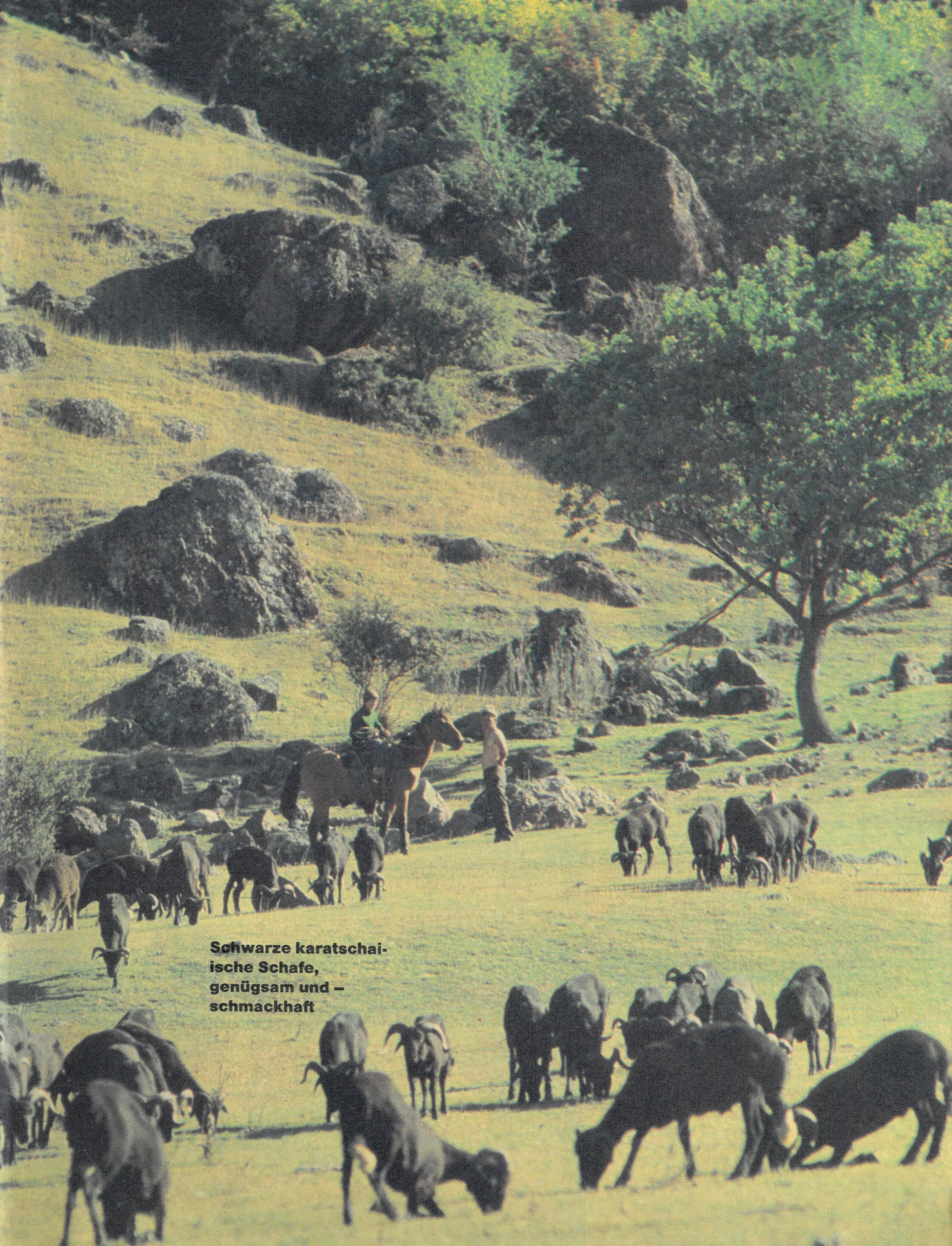
Das Autorenkollektiv (von links nach rechts) Nina Charitonowa (APN), Gisela Reller und Detlev Steinberg (FREIE WELT): Empfang kurz vor der Stadt Karatschajewsk mit Brot und Airan.

Wann und wo immer wir uns im Land der Karatschaier und Tscherkessen als Gäste blicken lassen, man reicht uns eine Schale Airan. Man kann sie auf einen Zug leeren, denn so gründlich – und anhaltend – löscht kein weiteres Getränk im weiten Sowjetland den Durst. Finde ich. Aber auch wenn man an dem dicklichen, weißen Getränk nur nippt, hat man seiner Gastpflicht schon Genüge getan.

Seit eh und je ist Airan das nationale Lieblingsgetränk der Karatschaier, das der Tscherkessen ist es mit der Zeit geworden. Wir haben – unabhängig von der Tageszeit – kein Mahl ohne Airan zu uns genommen. Man genießt ihn hier als vollwertige Mahlzeit mit heißem, aus Maismehl gebackenem Brot, er wird bei der Zubereitung von Fleischspeisen und Soßen verwendet, er dient als Gegengift bei Schlangenbissen, in Sanatorien trinken Genesungssuchende 15 bis 20 Gläser am Tag. Airan wird in Gedichten gerühmt, Legenden werden von ihm erzählt, hier ist eine: Vor langer, langer Zeit sammelten die Karatschaier auf einer Hochgebirgsweide Heilpflanzen. Bei ihnen war auch das schönste Mädchen des Stammes. Sie sammelte ihre Früchte und Kräuter in einem Krug. Nachdem sie ihn zu Hause geleert hatte, füllte sie Milch hinein. Sauer geworden, war die Milch von solchem Wohlgeschmack, daß sich alle wunderten. Es stellte sich heraus, daß einige Berberitzen- und Sauerampferblätter im Krug verblieben waren. Des schönen Mädchens Stammesbrüder stellten dieses würzige Milchgetränk nun selbst her und nannten es nach ihrem Namen Airma. Die Zeit veränderte den Klang des Wortes, bis daraus Airan geworden war.
Airan wurde bis 1966 in jeder Familie Karatschajo-Tscherkessiens selbst „gebraut", seit zwei Jahrzehnten kann man ihn im Geschäft kaufen: 28 Kopeken kostet eine fettreiche Literflasche, 16 Kopeken eine fettarme.
Ali-Ssurtan Gappojew, Direktor der „Städtischen Molkereibetriebe" in Karatschajewsk, erzählt uns augenzwinkernd, daß ihn ab und an ein Alptraum heimsuche, einer, der skandalös darin gipfele, daß es einen ganzen Tag lang in den Geschäften keinen Airan zu kaufen gibt. Da wir uns schon einige Tage lang im Land der airanbesessenen Karatschaier und Tscherkessen aufhalten, schmunzeln wir sehr verhalten zurück.
Ich frage Ali-Ssurtan Gappojew, was es denn nun legendenfrei mit dem Nationalgetränk des Frohsinns, der Gesundheit und eines langen Lebens auf sich habe. „Airan", antwortet er mir milch-fachmännisch, „besitzt als Nahrungsmittel für den Organismus lebensnotwendige Stoffe, die auf einige physiologische Funktionen Einfluß haben, zum Beispiel auf die Magen- und Darmtätigkeit, auf die Atmungsorgane, auf den Stoffwechsel überhaupt... Der Gäransatz für den Airan ist von komplizierter Zusammensetzung. Er besteht aus Milchsäure, Streptokokken, Milchsäurebakterien vom Typ des Joghurtbazillus und laktosevergärenden und nichtlaktosevergärenden Hefen. Im ausgereiften Airan sind 0,6 Prozent Alkohol, 0,24 Prozent Kohlensäure und bis zu 1,5 Prozent Milchsäure enthalten. Ich sage Ihnen das so ausführlich, weil ich mir wünsche, daß Ihre Leser über unseren Airan soviel wissen, wie über den aus Stutenmilch vergorenen weithin bekannten Kumys der Kalmyken."
In den „Städtischen Molkereibetrieben" sehen wir, daß Airan aus pasteurisierter Kuhmilch hergestellt wird. Die Vergärung läuft bei einer Temperatur von 35 Grad Celsius ab und dauert sieben bis acht Stunden. Das vergärte Produkt wird in Kühlkammern ausgereift und bis auf 8 Grad abgekühlt, wonach Airan – endlich – trinkfertig ist.
Die „Städtischen Molkereibetriebe" stellen natürlich nicht nur Airan her, sondern auch Butter, Margarine, süße Sahne, Smetana, verschiedene Sorten Käse, auch Weißkäse, süßen Quark, gekörnten Quark... und alles: fett, halbfett und fettarm.

Man hat Kosthäppchen aller Produkte für uns hingestellt. Der Direktor bittet uns mit den Worten zu Tisch: „Die Milch ist von Ihren Kühen."
Von „unseren" Kühen? Von denen also, die sich 2400 Meter über dem Meeresspiegel an alpinen Futtergräsern gütlich tun. Aus dieser luftig-duftigen Bergeshöhe, die wir gestern besucht haben, fließt also nicht nur die Milch durch die erste karatschajo-tscherkessische fünftausend Meter lange Unterberg-Milch-Leitung hierher, sondern auch mit der Nachrichtenübermittlung klappt es.
Sechzig Prozent der karatschaiisch-tscherkessischen Milch kommt insgesamt von Bergweiden, von Kühen der karatschaiischen Rasse, die besonders anspruchslos und wenig kälteempfindlich ist. Dort herauf führte noch vor fünfzehn Jahren keine Straße. Heute gibt es auch dort Wasser, Elektrizität, Telefon und elektrische Melkanlagen. Von Anfang an dabei ist die Melkerin Chaja Kubanowa, deren Kühe heute durchschnittlich 3600 Kilogramm Milch geben. Das sei, so sagt sie, was die Rasse und die Gebirgsbedingungen anbelange, ein gutes Ergebnis. Zufrieden allerdings geben sie sich hier alle nie, eine Leistungssteigerung sei durchaus noch möglich, da stimmen sie mit den Forderungen des XXVII. Parteitages der KPdSU ganz und gar überein.
Ich beobachte auf der Weide Chaja Kubanowas liebevolles Einvernehmen mit der Schönen, der Ruhigen, der Grille, der Guten, der Puppe, der Schlampe... Jede ihrer Kühe, hat einen, wie sie meint, passenden Namen. Ich Großstadtkind habe Mühe, mir nicht anmerken zu lassen, daß ich nicht den geringsten Unterschied zwischen der schwarz-weißen Schönen und der schwarz-weißen Schlampe entdecken kann...

Heute habe ich das erste Freizeitstündchen, ich nutze es zu einem Stadtbummel durch Tscherkessk. Gelegen im Tal des Kuban, in einer Höhe von 600 Metern über dem Meeresspiegel ist Tscherkessk leider nicht – wie beispielsweise Karatschajewsk – ringsum mit malerischen Bergen geschmückt. Tscherkessk entstand aus der ehemaligen Kosakenstaniza Batalpaschinsk, gegründet im Jahre 1825. Erst über hundert Jahre später, 1931, wurde ihr das Stadtrecht zuerkennt. In seinem Buch „Der Kaukasus und seine Völker" schreibt der Forschungsreisende von Erckert 1887 über Batalpaschinsk: „Sie ist eine weitläufig angelegte Ortschaft ... todt, staubig und schmutzig..."
Heute pulsiert in Tscherkessk (fast 100 000 Einwohner) städtisches Leben, sie ist eher laut als „todt". Mir gefällt die Atmosphäre hier, ich sehe mit ein wenig neidischem Wohlgefallen, wie freundlich und zuvorkommend man sich gegenseitig verhält, auch das etwas laute Gebaren, wie man sich auf der Straße begrüßt, sich etwas zuruft, stört mich nicht, denn ich führe es auf das sprichwörtlich kaukasische Temperament zurück, für das vor allem die Tscherkessen geradezu berühmt sind.
Aus der ehemaligen „weitläufig angelegten Ortschaft" ist das administrative, wirtschaftliche



Schwarze karatschaiische Schafe, genügsam und – schmackhaft

und kulturelle Zentrum des Autonomen Gebiets der Karatschaier und Tscherkessen geworden. Von vier Fachschulen weiß ich, von fünf Berufsschulen, von zwei Musikschulen, von einer künstlerischen Spezialschule, eine wissenschaftliche Gebietsbibliothek gibt es, ein Dramatisches Theater, in dem Stücke in karatschaiischer, tscherkessischer und russischer Sprache gespielt werden, eine Philharmonie und ein Heimatkundemuseum, dessen Direktorin dreistöckige Schokolade-Sahne-Kirsch-Torten bäckt, daß einem Sehen und Hören vergeht und erst recht das Abnehmen.

Apropos abnehmen. Ich habe bis jetzt nirgendwo in Karatschajo-Tscherkessien Wohlbeleibte oder gar Dicke zu Gesicht bekommen. Ob auch das an den Wundereigenschaften des Airan liegt?

Da komme ich an der Filiale des Polytechnischen Instituts Stawropol vorbei (in Karatschajewsk gibt es ein Pädagogisches Hochschulinstitut), lasse mir den Weg weisen zum Buchverlag und zum Schrifstellerverband (wo wir für morgen mit der bekannten Lyrikerin Chalimat Bairamukowa verabredet sind). Ja, Tscherkessk ist heute adrett und ansehnlich, aber die Stadt hat kaum Unverwechselbares. Ich habe immerzu das Gefühl, das Gebäude da schon gesehen zu haben, in dieser und auch in jener Straße schon gewesen zu sein. Auf dem Rückweg ins Hotel, zugegeben, ein bißchen enttäuscht von der allzu üblichen Hochhausarchitektur, entdecke ich dann aber doch noch so etwas wie ein Plätzchen, das, würde ich hier wohnen, ein Lieblingsplätzchen werden könnte – den Park von Tscherkessk: Blumen über Blumen, sommerliche noch, herbstliche schon, viele immergrüne und Laub-Baumriesen, Bank an Bank, auf denen weit und breit ich die einzige Dösende bin, alle anderen Lesende sind. Ich sehe den Wasserspielen des künstlerisch-schönen Keramik-Springbrunnens zu und freue mich, daß ich seinen Schöpfer kenne, den russischen Künstler Alexander Gretschkin (Seite 4/5), dessen Urgroßvater hier schon lebte, ein Kuban-Kosake. Der Park „Grüne Insel“ scheint mir eine (die einzige?) Sehenswürdigkeit von Tscherkessk zu sein.

Nicht viele kaukasische Lyrikerinnen sind schon über ihre Bergesgipfel hinaus bekannt. Die Awarin Fasu Alijewa fällt mir ein, die Lesginerin Chanbitsche Chametowa. Zu denen, die sich überall im Sowjetland einen Namen gemacht haben, gehört bestimmt Chalimat Bairamukowa, die Karatschaierin (Seite 48). Als wir sie treffen, kenne ich von ihr nur ihre erste, in der „Sowjetliteratur“ erschienene Erzählung mit dem bezeichnenden Titel „Airan“; die DDR-Verlage haben Chalimat Bairamukowa noch nicht entdeckt…

Chalimat Bairamukowa ist so alt wie die Große Sozialistische Oktoberrevolution. In einem ihrer Gedichte sagt sie: „Im Jahre siebzehn schenkte Rußland mir das Leben, und deshalb ist mein Weg mir klar.“ Ihr Weg: „Ich wurde in dem kleinen Aul Chursuk geboren, am Mantelsaum des Elbrus. Die herrlichen heimatlichen Berge, die klaren Flüsse, die Himmelsweiten formten meinen Schönheitssinn. Von der vierten Klasse an begann ich zu schreiben. Doch daß daraus mal ein Beruf werden würde…“ Er wird es auch noch lange Zeit nicht, denn sie arbeitet erst einmal als Hirtin, geht in allem der Mutter zur Hand, der Vater ist Tischler und Zimmermann. Aber sie schreibt auch „so für mich, auf der Weide, beim Wäschewaschen am Fluß, am Kochkessel…“

Brigade „Metalldruck“ der Produktionsvereinigung Chemie

Vierundzwanzig Jahre alt und noch kein ganzes Jahr verheiratet ist sie, als sie als Krankenschwester an die Front geht. Schwanger. „Meine Jugend“, heißt es in einem Gedicht, „steckte ich in den Soldatenmantel und knöpfte fest den Mantel zu.“ Ihr Mann fällt 1942, ohne seinen Sohn gesehen zu haben. Vor unserer Begegnung hatte ich über sie Worte des bekannten balkarischen Lyrikers Kaissyn Kulijew gelesen: „… Ihre Gedichte sind rückhaltlos ehrlich. Ihr Lebensweg verbietet Ihnen jegliche Ziererei und jegliches Gehabe. Sie werfen sich nie in Pose.“ Besser wüßte ich meinen Eindruck von ihr nicht wiederzugeben.

„Meinen Beruf schenkte mir der russische Schriftsteller Alexander Fadejew. Er hatte in der Zeitung gedruckte Verse von mir gelesen und sorgte sich darum, daß ich am Moskauer Literaturinstitut ‚Maxim Gorki‘ studieren konnte.“ Seit Jahrzehnten schreiben ihr viele begeisterte, sich verstanden fühlende Leser. Sie hat sich aus den Briefen inzwischen vierzehn dickleibige Bücher binden lassen. „Ich blättere öfter darin, zum Beispiel, wenn mich Schaffenskrisen heimsuchen.“ Auch über lobende Worte von Berufskollegen freut sie sich. „Aber“, sagte sie, „ich finde, wir helfen uns gegenseitig mehr, wenn wir uns auch kritisieren. Ehrlich. Und freundlich.“ Was ihr am Leben am besten gefällt, möchte ich von ihr wissen. „Das Leben“, antwortet sie, „das Leben.“

Als weiland R. von Erckert schrieb, daß Tscherkessk, damals noch Batalpaschinsk geheißen, „todt, staubig und schmutzig“ sei, gab es hier und überhaupt in diesem zaristischen Randgebiet nur einige Bergwerke und Kohlengruben, ausgerüstet mit primitiver Technik, eine Wollspinnerei, einige Mühlen, Werkstätten des Handwerks und Schmieden. Heutigentags weiß man nicht gleich, in welchen der zahlreichen Betriebe man uns führen soll. Man entscheidet sich schließlich für die „Tscherkesskische Produktionsvereinigung Chemie“ mit mehr als dreitausend Beschäftigten, Vertretern von einunddreißig Nationen und Völkerschaften. Von den vier angestammten Völkern Karatschajo-Tscherkessiens arbeiten hier 243 Tscherkessen, 197 Abasiner, 59 Karatschaier und 44 Nogaier. Direktor ist Sachar Zachilow, er ist – Ossete. Warum gerade ein Ossete auf dem Direktorenstuhl? Sollte sich die nationale Struktur des Gebietes nicht auch in der Zusammensetzung der Leitungskader widerspiegeln? „Ja“, stimmt Sachar Zachilow sofort zu, „aber niemand will, daß es dabei nur um eine mechanische Verteilung von Sitzen und Ämtern geht. Und außerdem“, fragt er mich, „wissen Sie vielleicht nicht,

Café „Festung“ mit national-karatschaiischen Speisen

daß auch wir Osseten hier so unangestammt gar nicht sind?“ Doch, ich weiß es inzwischen. Auf dem Weg zur Milchfarm hatte uns unser Begleiter schon auf das Dorf Kosta Chetagurowo aufmerksam gemacht. Der ossetische Dichter Kosta Chetagurow war für seine aufrührerischen Gedichte fast zehn Jahre seines Lebens verbannt gewesen. Und Karatschajo-Tscherkessien galt als öde und abgeschieden genug, um ihn von 1891 bis 1892 hierher zu schicken. Von ihm stammt dieses Gedicht über die Bewohner Karatschajo-Tscherkessiens: Den Reichtum schafft des Armen Fleiß und Schweiß, / doch wieviel Tränen ihm sein Los entringt! / Sein Schlafraum ist der Stall, sein Bett des Bodens Eis, / wo durch den Filz der Steine Härte dringt. / Raubt ihm sein Schicksal auch das Sonnenlicht / und kennt sein Tag nur Unbill, Furcht und Not, / wenn ihn der Schlaf befällt, so stöhnt er nicht, / da auch im Traum sein Herz wie Sonne loht. /
Viele seiner Landsleute folgten Chetagurow damals, sie arbeiteten für einen Hungerlohn in der Grube „Elbrus“, wo Silber, Blei und Zink abgebaut wurde. Deren Nachfahren sehen Karatschajo-Tscherkessien heute als ihre Heimat an.

Facharbeiter aus der einheimischen Bevölkerung ausgebildet, 1970 wird ein automatisierter Komplex zur Produktion von Karbamidharzen in Betrieb genommen, 1971 die Produktion lithografierter Weißbleche zur Büchsenherstellung. Der in diesen Abteilungen völlig automatisierte Produktionsprozeß erlaubt es, bis zu 48 Millionen lithografierte Blechbüchsen zu erzeugen. Die bedruckten Büchsen – man spart damit die Papieretiketten ein – werden inzwischen in Tscherkessk auch für die Farbwerke in Jaroslawl, Tscheljabinsk und Rostow hergestellt. Kurzum“, schließt Sachar Zachilow seinen Kurzvortrag über die Betriebsgeschichte, „es verlassen unser Werk heute etwa fünfzig verschiedene Erzeugnisse: in Türkis, Alaskaweiß, Reinweiß, Khaki, Blau, elfenbeinfarben, Grau, Hellgrau, cremfarben, Blaugrau, Rot, Orange, sandfarben, Zartrosa, Himmelblau… Farben und Lacke aus Tscherkessk sind in der Autoindustrie ein Begriff, im Flugwesen, im Schiffbau; Traktoren tragen unsere Farben, Fahrräder, Kühlschränke. Innerhalb von vierundzwanzig Stunden produziert das Werk zum Beispiel Farben für zehntausend Kühlschränke.“

In Sicht: die Stadt Karatschajewsk

Farben – was wären wir ohne sie? Und was ohne Johann Wolfgang von Goethe, der über die Farbe sagt: „… das Auge bedarf ihrer, wie es des Lichts bedarf“. Im sonnenüberfluteten Karatschajo-Tscherkessien erscheint mir der Himmel dunkelblauer, die Almenwiesen sind sattgrüner, Schnee und Gletschereis der Bergesgipfel reinweißer. Vielleicht ist gerade deshalb in Karatschajo-Tscherkessien eines der größten Farbenwerke der Sowjetunion entstanden? „Vergleichbare Werke“, sagt Sachar Zachilow, „gibt es außerhalb unseres autonomen Gebiets nur noch in vier Orten der Sowjetunion.“
An dieser Stelle sei einmal an die Kleinheit Karatschajo-Tscherkessiens erinnert!
In der „Tscherkesskischen Produktionsvereinigung Chemie“ werden jährlich Erzeugnisse im Werte von etwa 200 Millionen Rubel produziert. Sachar Zachilow erzählt uns, daß die heutige Produktionsvereinigung 1934 als kleiner Betrieb gegründet worden war, um die einheimische Bevölkerung mit Farben, Ölfirnis, Füllhaltertinte und Wagenschmiere zu versorgen. „1960 wurde der Betrieb reorganisiert, wurden Lacke und Farben, ab 1965 Emaillefarbe in die Produktion aufgenommen, es folgten Alkydlacke. Ab 1967 werden in der betriebseigenen Berufsschule

Beim Rundgang durch die großen Werkhallen mit den komplizierten automatisierten Anlagen (auch aus der DDR und Ungarn) und der neuesten Technologie fällt es schwer zu glauben, daß dieses Unternehmen aus einem kleinen ortsgeleiteten Betrieb gewachsen ist. Hält es auch einen Vergleich mit dem Weltniveau stand? „Noch nicht auf allen Gebieten“, antwortet Sachar Zachilow, „aber unser Parkettlack zum Beispiel übertrifft in seiner Qualität bereits die Erzeugnisse führender ausländischer Firmen. Und in Finnland, Italien, Österreich… erfreuen sich Emaillelacke aus Tscherkessk großer Nachfrage. Um die Selbstkosten für unsere Erzeugnisse zu senken, sind technische Neuausrüstungen und ist die Rekonstruktion einiger Abteilungen vorgesehen, und in Zukunft sollen alle Kollegen für die Schichtarbeit gewonnen werden.“
Im Werk erfreuen sich großer Nachfrage solche Dienstleistungseinrichtungen wie eine Zweigstelle der Sparkasse, eine Post, ein Frisiersalon, eine Sauna. Natürlich gibt es eine betriebseigene Poliklinik, ein Sommer- und ein Wintererholungsheim. „Wo es noch hapert“, sagt Sachar Zachilow, „ist der Wohnungsbau. Der muß im nächsten Jahrzehnt“ – wir kennen ja die berechtigte Forderung des XXVII. Parteitages – „ganz groß geschrieben werden.“ Etwas außerhalb von Tscherkessk sehen wir schon einen gänzlich neuen Wohnbezirk im Bau.

Karatschaier & Tscherkessen

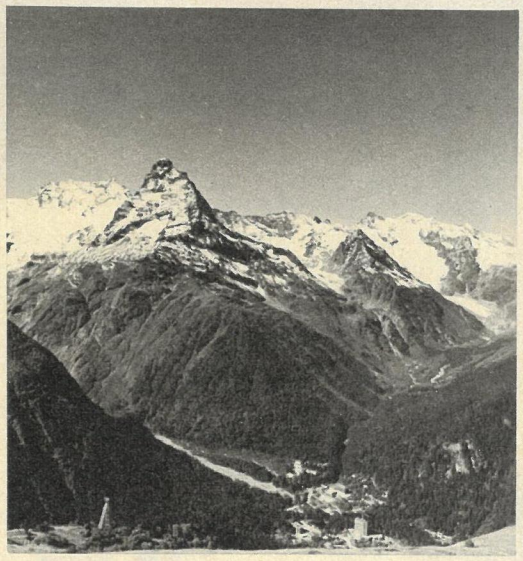
Die Karatschaierin Marija Beitscharowa ist Leiterin des Heimatkundemuseums in Tscherkessk: „Einst war die Bezeichnung ‚tscherkess‘ zusammenfassender Terminus für die Bestimmung zahlreicher adygeischer ethnischer Gruppen. Heute heißen Tscherkessen nur noch die Bewohner des Autonomen Gebiets der Karatschaier und Tscherkessen, sie formierten sich aus den westlichen Adygen. Die Selbstbezeichnung der Adygen, Balkaren und Tscherkessen ist auch heute noch einheitlich ‚adyge‘. Die Herkunft des Wortes ‚tscherkess‘ ist wahrscheinlich auf das Wort ‚kerketi‘ zurückzuführen, mit dem die Griechen die alten adygeischen Stämme bezeichneten. – Über die Abstammung der Karatschaier existieren verschiedene widersprüchliche Hypothesen. Am wahrscheinlichsten ist, daß ortsansässige kaukasische Bergbewohner, die Kobanzy, die Vorfahren der Karatschaier sind, die allerdings ihre Sprache von türkischen Stämmen, insbesondere von den Kiptschaken, übernahmen.“

Lage: **Das Autonome Gebiet der Karatschaier und Tscherkessen liegt im Nordkaukasus, im Süden der zur RSFSR gehörigen Region Stawropol, Kurzbezeichnung: Karatschajo-Tscherkessien.**

Territorium: **Die Fläche Karatschajo-Tscherkessiens beträgt 14 100 km². Im Süden erheben sich die teilweise vergletscherten Hochgebirgsketten des Kaukasus, im Norden breiten sich Kaukasusvorgebirgs- und Hügelland aus. Das Gebiet wird von energiereichen Flüssen (Wasserkraftwerke) durchströmt. Im Hochgebirge liegen über der Waldzone subalpine und alpine Wiesen (Sommerweiden), sonst ist Steppen- und Waldsteppenvegetation verbreitet.**

Klima: **Es ist kontinental, dem Territorium entsprechend höhendifferenziert. So beträgt die Durchschnittstemperatur im Juli/August im Norden 21 Grad, im Süden 8 Grad Celsius.**

Bevölkerung: **Das Autonome Gebiet der Karatschaier und Tscherkessen hat 369 000 Einwohner, 131 000 Sowjetbürger sind ihrer Nationalität nach Karatschaier, 46 000 Sowjetbürger sind Tscherkessen. Außerdem gehören zu den angestammten Völkerschaften die Abasiner und die Nogaier (gesonderte Beiträge in der FREIEN WELT).**



Auf dem Elbrus, den Gipfeln und dem Kamm des Kaukasischen Höhenzuges liegt ewiger Schnee.

Tscherkessische
Mädchentracht

Karatschaier & Tscherkessen

Kleidung: Sowohl Karatschaier als auch Tscherkessen gingen bis ins 19. Jahrhundert in Nationaltracht. Die Tscherkesska – alltags schwarz, sonntags farbig, meist blau, zu Fest- und Feiertagen weiß – mit den Patronentaschen auf beiden Seiten trugen alle kaukasischen Männer; bei den Frauen war die Kleidung sehr abwechslungsreich und variabel. Man unterschied bei den einzelnen kaukasischen Völkern in Alltags- und Festgewänder, auch die verheiratete Frau und das junge Mädchen trugen andere Kleider, unterschieden sich im Schmuck und in der Kopfbedeckung, oben: karatschaiisches Festtagskleid.

Unbedingtes Zubehör zur Tscherkesska war der Dolch: feinste Silberschmiedearbeit, ebenso wie der Gürtel des Frauengewandes, die Schnalle mit ihrer Ornamentik als Zeichen der Keuschheit.

Tscherkesska aller Kaukasier

Karatschaier & Tscherkessen

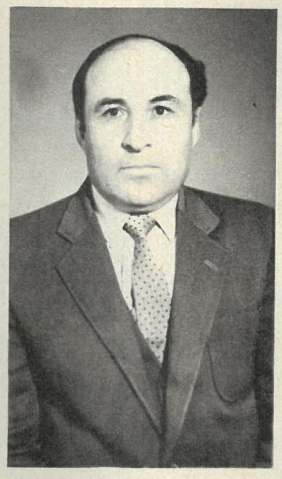
Hauptstadt: Tscherkessk, bis 1939 Batalpaschinsk; Tscherkessk ist Hauptstandort der Industrie.

Zweitgrößte Stadt: Karatschajewsk, bis 1944 Mikojan-Schachar, bis 1957 Kluchori.

Tscherkessk: das Haus der Sowjets am Leninplatz

Karatschajewsk: Am Ortseingang die Skulptur einer Gebirglerin, die als Zeichen der Gastfreundschaft eine Schale Airan darreicht.

Geschichtliches: Die Vorfahren der Karatschaier und Tscherkessen sind schon von alters her auf ihrem heutigen Territorium ansässig – davon zeugen archäologische Funde aus der Steinzeit. Bis zum 10. Jahrhundert hat sich die heutige tscherkessische Völkerschaft formiert, bis zum 14. Jahrhundert die Völkerschaft der Karatschaier. Vom 14. bis 17. Jahrhundert erfolgte eine Massenübersiedlung der Abasiner aus Abchasien. Im 17. Jahrhundert siedelten sich die Nogaier an. Vom 15. bis 18. Jahrhundert wurde das karatschaiisch-tscherkessische Territorium von den Krimtürken unterworfen. 1552, 1555 und 1557 schickten die Einheimischen Abgesandte nach Rußland, um Schutz zu erbitten. Aber erst 1790 schlugen russische Soldaten im Bündnis mit den Gebirgsbewohnern die Eindringlinge. In der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts schloß sich das Land der Karatschaier und Tscherkessen Rußland freiwillig an – jedoch nur die einheimischen Feudalherren erfreuten sich nun der zahlreichen Privilegien.



Chanapi Bidshijew, Historiker und der erste karatschaiische Archäologe

Einhundertvierzig Kilometer beträgt die Ausdehnung des autonomen Gebiets Karatschajo-Tscherkessiens in Nord-Süd-Richtung, in Ost-West-Richtung sind es einhundertsechzig Kilometer. Alles ist hier so nah beieinander, daß wir von unseren Ausflügen stets abends in unser Tscherkessker Hotel zurückgekehrt sind. Heute aber sieht unser Programm eine Übernachtung vor. Im Dombaital. Wer hat nicht schon dieses Fleckchen Erde preisen hören – vielleicht ohne zu ahnen, daß es zum Territorium der Karatschaier und Tscherkessen gehört. Wir fahren bei so dunkelblauem Himmel los, daß der Verdacht gerechtfertigt erscheint, Sachar Zachilow habe ihn extra für uns anstreichen lassen. Die Fahrt mit dem Auto führt über die Heerstraße von Suchumi, erst am Kuban entlang, vorbei am Großen Stawropoler Kanal; von hier aus trägt der Fluß, dessen Lauf Menschenwille 1962 veränderte, seine Wasser in die Trockensteppen der Stawropoler Region. Nur etwa siebzig Kilometer sind es bis zum Dombaital; über den Kluchor-Paß erreicht die Heerstraße schließlich Abchasiens Hauptstadt Suchumi, 237 Kilometer lang ist sie insgesamt.

Am linken Ufer des Kuban bestaunen wir aber erst noch eine vom Auto aus nicht auszumachende Anzahl von Gewächshäusern und hören von unserem heutigen Begleiter, daß es eines der ganz großen sowjetischen Gewächshauskombinate ist. Man erntet hier in einer Saison etwa 40 000 Tonnen Tomaten, Gurken, Radieschen, Zwiebeln. Der größte Teil dieser Ernte wird vertragsgemäß für die Moskauer Bevölkerung angebaut.

Und das ehemalige zaristische Randgebiet hat sogar mit einem wahren Superlativ aufzuwarten: Auf dem 2380 Meter hohen Berg Pastuchow hat die Akademie der Wissenschaften der UdSSR ein astrophysikalisches Observatorium errichtet, das über das weltgrößte Teleskop mit einem Spiegel von sechs Metern Durchmesser verfügt.

Zucker aus Rüben – in der größten Zuckerfabrik des Nordkaukasus

Und Ende der siebziger Jahre nahm RATAN-600, das größte Radioteleskop der Welt, seine Tätigkeit auf; es hat einen Durchmesser von sechshundert Metern.

Die Heerstraße führt nun immer höher hinauf, spärlicher wird die Flora, verwitterter und steiniger werden die Berggipfel beiderseits des Weges. Durch die berühmte Kurstadt Teberda fahren wir heute nur hindurch, hier werden wir auf dem Rückweg verweilen. Als wir schon glauben, die Baumgrenze hinter uns zu haben, werden die Berge mit einem Mal wieder grüner, die Bäume höher.

Von Teberda an säumen ganze Wälder von Edeltannen unseren Weg. Aus vierzig bis fünfzig Meter Höhe schauen die schlanken, gut gewach-

Der Ringkampf – traditioneller Nationalsport beider Völker

senen Baumriesen zu uns herab, bestimmt sind sie jahrhundertealt. Nach jeder Kurve ein neuer, unvergeßlich schöner Anblick, bald schon mit bizarren, teils schneebedeckten Gipfeln. Und da – das Matterhorn, wie ich es von vielen Fotos kenne. Aber nein, dieser schneebedeckte Felsriese mit seiner scharfkantigen, nadelförmigen Spitze ist der Pike Ine, zu deutsch Nadelspitze, mit seinem Spitznamen hier aber doch nach der Bergspitze der Alpen „Kaukasisches Matterhorn" genannt.

Die etwa Fünfundzwanzig-Kilometer-Fahrt von Teberda bis Dombai empfinde ich als die schönste Wegstrecke in Karatschajo-Tscherkessien – trotz bereits genossenem wunderschönen Elbrus-Anblick. Auf meiner Lieblingsstrecke scheint alles zum Anfassen nah, majestätisch, aber nicht erdrückend.

Die Siedlung Dombai liegt im Dombaital am Fuße des Großen Kaukasus in einer Höhe von 1650 Metern über dem Meeresspiegel. Dieses kaukasische Gebiet hat ein besonders mildes Klima: Der Sommer ist warm, ohne erstickend heiß zu werden; der Herbst in der Regel sonnig, still und klar; der Winter ist mild, schneereich und außerordentlich sonnig; im März läuft man Ski im Badeanzug. Die Durchschnittstemperatur beträgt hier im Januar minus 5 Grad Celsius, im Juli plus 15 Grad, die durchschnittliche Jahrestemperatur plus 6,3 Grad, sie liegt also um 3,5 Grad höher als im berühmten Schweizer Kurort Davos. Über einhundertfünfzig Tage im Jahr scheint die Sonne, auch da kann Davos nicht ganz mithalten.

Wir werden in einem Haus aus viel Holz und wenig Stein untergebracht. Bis zum Tag zuvor haben sich hier sowjetische Kosmonauten mit ihren Familien erholt. Innen sind alle Räume holzgetäfelt, die umlaufende Terrasse hat ein wunderschön geschnitztes Holzgitter.

Aber was ist all das gegen den märchenhaften Anblick auf die Berge ringsum ... Zwei Hotels – „Dombai" und „Gornye werschiny", mit Konzertraum, Filmsaal und Schwimmhalle – stören nicht den malerischen Anblick. Was für die Architekten spricht.

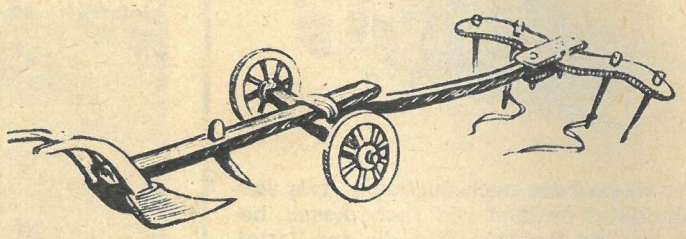
Märchen der Karatschaier

Namys und das Glück

Vor langer, langer Zeit lebte in einem Aul[1] ein alter Mann mit seiner Familie – seinem Weib, den Töchern, den Söhnen und deren Bräuten. Eines Tages erwachte der Greis im Morgengrauen und sah: In der Nacht war dichter Schnee gefallen. Und als er aus seiner Saklja[2] heraustrat, erblickte er, quer über den Hof in den Schnee gestapft, eine frische Spur, die aus dem Tor hinausführte. „Wer von uns hat denn schon in aller Herrgottsfrühe das Gehöft verlassen?" Der Alte begann sich zu beunruhigen. Kurz entschlossen folgte er der Spur. Lange, lange mußte er laufen. Die Spur führte ihn zu seinem Feld. Auf dem Feld aber stand ein dichter Hagebuttenstrauch. Und gerade dort, unter ihm, riß die Spur plötzlich ab. „He du, komm hervor, gib dich zu erkennen!" rief der Alte und beugte sich tief unter das Gestrüpp. „Du bist doch aus meinem Haus davongelaufen!" – „Ich bin dein Glück", antwortete ihm unterm Strauch hervor eine Stimme. „Ich verlasse dich. Aber da du mich nun mal eingeholt hast – sprich, was soll ich dir zurücklassen! Das Vieh? Das Ackerland oder schöne Kleider?" – „Warte hier auf mich, mein Glück!" flehte der Alte. „Ich laufe nach Hause, will mich mit der Familie beraten!"

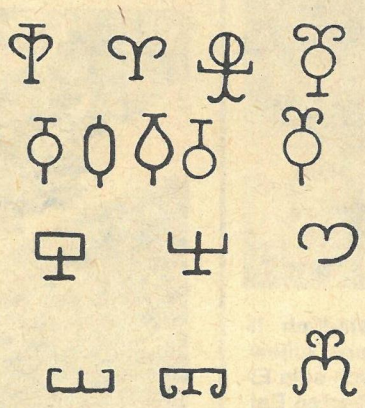
Das Glück war einverstanden, und der Mann eilte auf seinen Hof zurück und berichtete, daß sie das Glück verlassen habe. Alle versammelten sich zum Familienrat. Lange, lange überlegten sie – einigen jedoch konnten sie sich nicht. Die Frau wollte das Vieh, die Söhne wollten das Land, die Töchter die schönen Kleider. Endlich fragten sie die jüngste von den Bräuten. Und diese riet ihnen: „Erbittet euch Namys, was Ehre und Edelmut bedeutet!" – „Ach Tochter, wie wahr du doch sprichst!" rief der Alte voller Freude. Und auch die anderen stimmten ihm zu. So schnell die Füße ihn durch den tiefen Schnee tragen konnten, lief er der Spur nach, auf's Feld hinaus, zum Hagebuttenstrauch hin. „Glück" , rief er aus voller Kehle, „Glück, nimm alles mit dir fort! Nur laß unserem Haus Namys zurück!" – „Gefesselt hast du mich, Alter, an Händen und Füßen!" antwortete ihm da das Glück. „Wo Namys ist, da bin auch ich! Nun kann ich euch nicht mehr verlassen!" Zurück kehrte das Glück in das Haus des Greises, und fortan lebten er und seine Familie ruhig und zufrieden.

Deutsch von Gabriele Kleiner



„Die Söhne wollten das Land": Gerätschaft zur Bearbeitung des Bodens Ende des 19. Jahrhunderts.

„Die Töchter wollten schöne Kleider": festliches Nationalkostüm der Karatschaierin Ende des 19. Jahrhunderts.



„Die Frau wollte das Vieh": Karatschaiische Brandzeichen für Schafe und Rinder Ende des 19. Jahrhunderts.

1 Bergdorf
2 Hütte, Wohnstätte für Menschen und Tiere

„Das Lied und das Märchen ersetzte Karatschaiern und Tscherkessen vor der Großen Sozialistischen Oktoberrevolution das Buch und das Theater, überall wurden die beiden Völker von Sprichwörtern begleitet", schreibt A. I. Karajewa in ihrem „Abriß der Geschichte der karatschaiischen Literatur". Wenn man für Monate, bisweilen auch für ein ganzes Jahr zu den entlegenen Hochgebirgsweiden zog, vertrieben sich die Hirten früher ihre freie Zeit mit dem Erzählen von Märchen; die Erzähler hießen „Dshomaktschi" (die Sänger nannten sich „Dshyrtschi"). Aufgefallen ist mir bei einer Vielzahl karatschaiischer Märchen, daß die Frau nach Verstand, Findigkeit und Kühnheit höher steht als der Mann. In vielen Märchen nehmen die Männer eine passive Rolle ein, sie führen lediglich aus, was die Frau anordnet oder ihnen rät – wie auch in unserem Märchen „Namys und das Glück". Die Literaturwissenschaftlerin Karajewa schreibt dazu: „Allah schuf die Frau sündig und unrein, alles Böse, alle Sünde geht von ihr aus, sie besitzt wenig Verstand, so die Diener der muslimischen Religion. In seinen Märchen hat sich das Volk mutig eine weibliche Gegengestalt geschaffen."

Karatschaier & Tscherkessen

An der Heerstraße nach Suchumi, etwa vierzig Kilometer entfernt von Tscherkessk, befindet sich die Gedenkstätte, die den Verteidigern der Kaukasuspässe gewidmet ist. Eingeweiht wurde sie 1968, errichtet ausschließlich aus Mitteln, die Jugendliche des Nordkaukasus aufbrachten. Komsomol-Suchexpeditionen hatten hierher die sterblichen Überreste unbekannter sowjetischer Soldaten gebracht, die sie in den Bergen zwischen ewigem Gletschereis – „der Front über den Wolken" – gefunden hatten. Das Museum ist die Nachbildung eines Kampfstandes aus Stahlbeton. Hoch über diesem Museum erheben sich hinter Prellpfosten aus Beton – symbolische Verkörperung der Unbezwingbarkeit des Kaukasus – Stelen mit stilisierten Schießscharten.

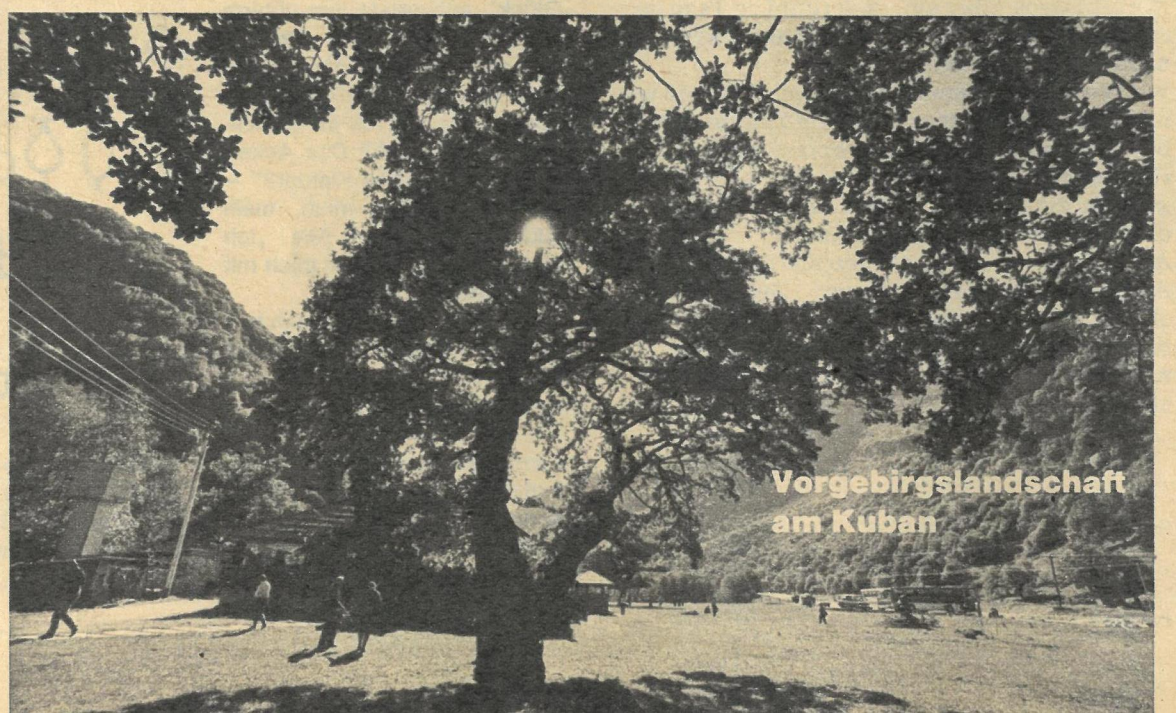
Geschichtliches:

Im Februar 1918 siegte im Land der Karatschaier und Tscherkessen die Sowjetmacht. Von Herbst 1918 bis März 1920 war das Gebiet von Weißgardisten besetzt. Am 12. Januar 1922 wurde das Autonome Gebiet der Karatschaier und Tscherkessen gegründet, das sich 1926 in das Autonome Gebiet der Karatschaier und in den Nationalen Kreis der Tscherkessen teilte, welches 1928 ebenfalls in ein autonomes Gebiet umgewandelt wurde. Im Großen Vaterländischen Krieg kämpften die Karatschaier und Tscherkessen in der Roten Armee, nahmen an den Partisaneneinsätzen im Kaukasus, in Belorußland und in der Ukraine teil. 1942 fanden auf den Pässen des Hauptkamms des Kaukasus erbitterte Kämpfe gegen die faschistischen Eindringlinge statt. Von August 1942 bis Januar 1943 war das Gebiet der Karatschaier und Tscherkessen okkupiert.
Seit 9. Januar 1957 sind das karatschaiische und das tscherkessische Territorium wieder im Autonomen Gebiet der Karatschaier und Tscherkessen vereinigt.

31. Oktober 1922, links neben Wladimir Iljitsch Lenin der Karatschaier Umar Alijew. 1907, mit 11 Jahren, hatte er heimlich sein Elternhaus verlassen, um im benachbarten Balkarien eine Schule zu besuchen. Nach der Großen Sozialistischen Oktoberrevolution wurde Umar Alijew Bevollmächtigter Kommissar für Nationalitätenangelegenheiten des Nordkaukasus.

Sonnenbaden in Dombai 2500 m ü. M.

Das Dombaital ist wahrlich eine Urlaubsreise wert. Hier kommen Spaziergänger, wanderfreudige Touristen und klettermutige Alpinisten gleichermaßen auf ihre Kosten. Wir haben anderntags die Qual der Wahl. Wohin?
Zu den Dombai-Tschutschchur-Wasserfällen? Diese Wanderung dauert etwa fünf bis sechs Stunden. Da fährt man zuerst mit dem Sessellift, dann wandert man durch einen dichten Wald und über Almenwiesen zum Wasserfall; die Entfernung hin und zurück beträgt zwölf Kilometer.
Oder zum Dombai-Alibek-Gletscher? Diese Fußwanderung dauert etwa acht Stunden, die Entfernung beträgt hin und zurück zweiundzwanzig Kilometer. Der Weg führt durch Nadelwald bis zum Touristenlager „Alibek". Danach wandert man einen mit Sträuchern gesäumten schmalen Pfad über Almenwiesen zum Alibek-Gletscher, dem größten und zugänglichsten Gletscher des Dombaigebietes. Er ist vom Grün der Wälder und Wiesen umgeben, die höher als der Gletscher gelegen sind. Malerisch ist auch der Alibek-Wasserfall.
Oder zum Dombai-Mussa-Atschitara? Dauer der Fußwanderung fünf bis sechs Stunden. Aus Dombai fährt man mit dem Sessellift bis in 2500 Meter Höhe. Und nach nur zwei Kilometern Fußwanderung erreicht man den Berg Mussa-Atschitara. Dieser Gipfel ist d e r Ort für einen Rundblick auf die tiefen Flußtäler und den Großen Kaukasus.
Oder zum Dombai-Kluchorpaß? Da muß man erst einmal 25 Kilometer mit dem Bus bis zur „Nordherberge" fahren. Die Straße führt durch eine enge Schlucht entlang des reißenden Bergflusses Gonatschchir, der mitunter sogar unter den steilen, von ihm ausgewaschenen Felsabhängen verschwindet. Der Weg führt vorbei an Denkmälern und Obelisken, die zu Ehren der hier während der Schlacht um den Kaukasus 1942 bis 1943 gefallenen sowjetischen Soldaten aufgestellt wurden. An der „Nordherberge" beginnt die Fußwanderung auf dem steilen Pfad über Almenwiesen bis zum Kluchorsee, der sich in einem tiefen Felsloch gebildet hat. Am Südhang liegt ein Gletscher, dessen Bäche über die Felsvorsprünge in den See hineinfließen. Vom See führt der Weg weiter bis zu dem in 2782 Meter Höhe gelegenen Kluchorpaß.
Ja, Antonina Popitjewa, unsere Köchin, kann nicht nur mit Käse gefüllte Fladen backen, sie kennt auch ihr über alles geliebtes Dombaital… Als sie hört, daß wir nur wenige Stunden „Urlaub" machen können, rät sie uns, mit dem Sessellift 2500 Meter hoch zu fahren (umsteigen in 1800 Meter Höhe) und dort den herrlichen Blick über den westlichen Kaukasus zu genießen. Mit uns tun das dann hier auch einige Touristen – sie allerdings in Bikini und Badehose. Übrigens ist eine dritte Sessellift-Linie im Bau, für Bergskiläufer, sie führt 3000 Meter hoch. Im Bau ist auch ein weiteres Hotel, mit 18 Stockwerken für 630 Gäste. Hoffentlich gelingt es auch in Zukunft, das Dombaital so schön ruhig zu erhalten.



Vorgebirgslandschaft am Kuban

Völkerschafts-preisrätsel

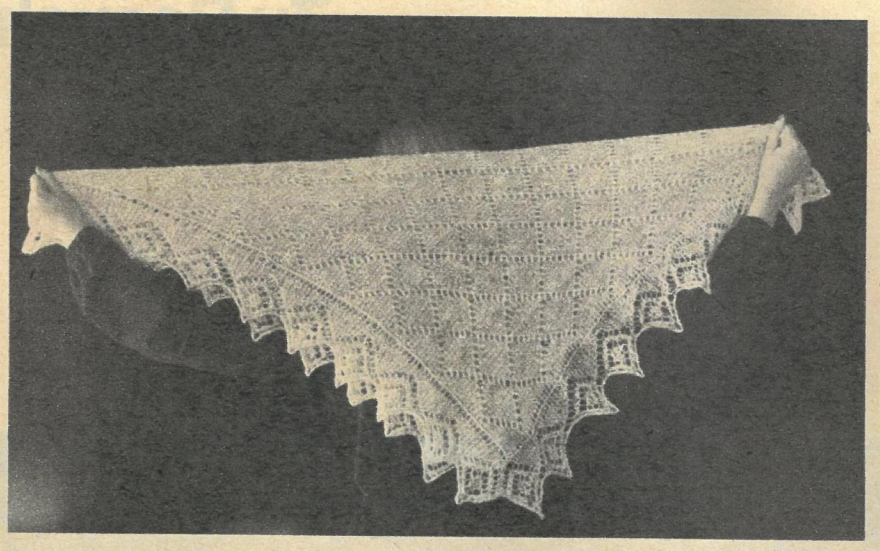
auf Seite 42

Falls Sie Spaß daran haben, Kreuzworträtsel zu lösen, dann lesen Sie bitte den Beitrag über das Autonome Gebiet der Karatschaier und Tscherkessen (Seiten 4 bis 15, Seiten 42 bis 53 und Rücktitel) besonders aufmerksam. Sie können gewinnen:

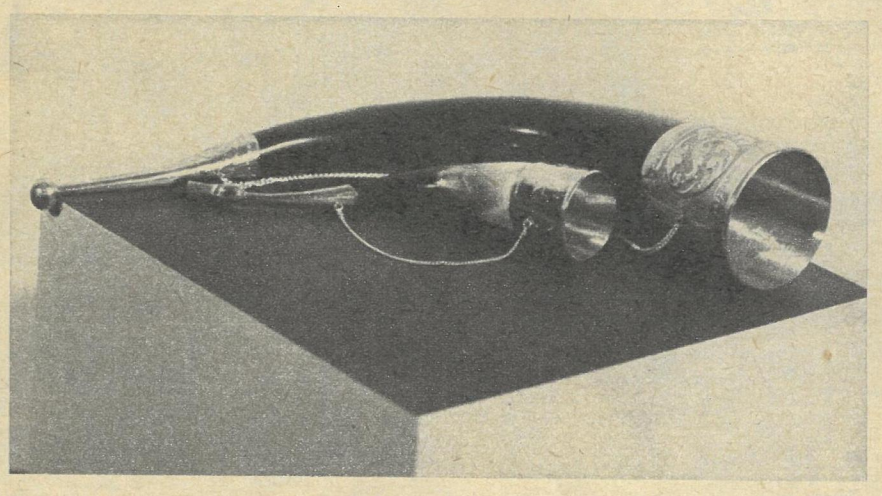
1. Preis:	1000	Mark
2. Preis:	750	Mark
3. Preis:	500	Mark
4. Preis:	250	Mark
5. Preis:	100	Mark
6.—55. Preis:	je 25	Mark

Außerdem haben wir wertvolle Souvenirs für Sie aus dem Autonomen Gebiet der Karatschaier und Tscherkessen mitgebracht; sie sind nebenstehend abgebildet.

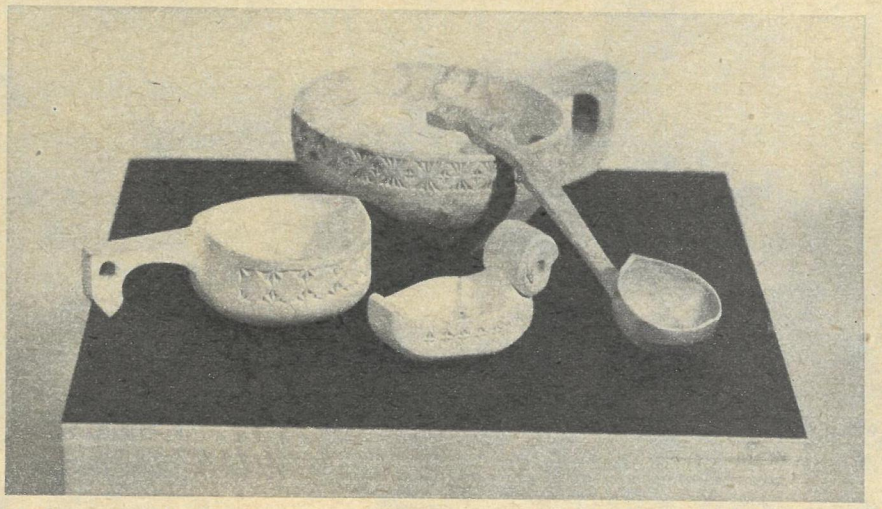
Die Buchstaben in den Kreisfeldern unseres Völkerschaftspreisrätsels ergeben – zeilenweise gelesen – die Lösung des Preisrätsels (aus 10 Wörtern bestehend), ß = ss. Wenn Sie glauben, die Lösung gefunden zu haben, schreiben Sie diese bitte auf eine Postkarte (Briefe werden nicht gewertet).
Einsendeschluß: 15. 5. 87 (Datum des Poststempels)
Anschrift: Redaktion FREIE WELT, 1056 Berlin, Postfach 10.
Auflösung und Gewinner-Auslosung – unter Ausschluß des Rechtsweges – werden in Heft 12/87 veröffentlicht.



Verschieden gemusterte weiße handgestrickte Tücher aus Schafwolle



Ein großes Trinkhorn (das kleine dient zum Größenvergleich)



Handgeschnitzte Haushaltsgefäße aus Holz

Schreiben Sie uns bitte, wie Ihnen unsere Serie „Völkerschaften der UdSSR" gefällt. FREIE WELT setzt die Sammelserie mit dem Autonomen Gebiet Gorno-Altai fort.

Autonomes Gebiet Gorno-Altai: Gegründet am 1. 6. 1922 als Oirotisches Autonomes Gebiet; seit 7. 1. 1948 heutige Bezeichnung, Fläche: 92 600 km², Einwohner: 172 000, davon sind 60 000 Sowjetbürger ihrer Nationalität nach Altaier. Eine Familie hat durchschnittlich fünf Kinder.

Weiter auf Seite 43 mit dem fortlaufenden Text

Handgestrickte karatschaiisch-ornamentierte knielange Socken

Nehmen Sie bitte die Seiten 15—42 heraus, dann haben sie ein komplettes Völkerschaftsheft.

Zu Besuch bei den „Buschmännern“ im

Konversation am

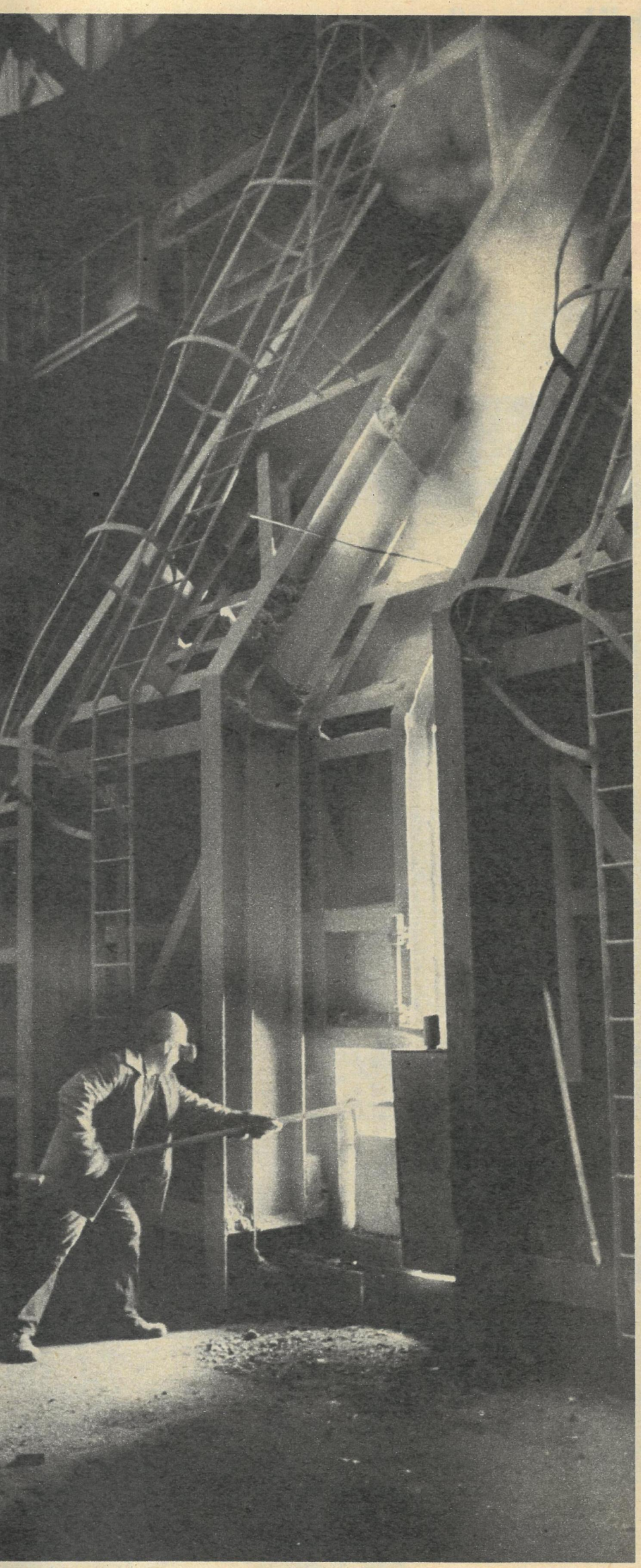
Konverterstahlwerk „Ernst Thälmann“

Konverter

Ein Beitrag von
Wolfgang Scheel (Text)
und
Alfred Paszkowiak (Fotos)

Neunzehn Männer und eine Frau gehören zum Eisenhüttenstädter Jugendkollektiv „Ernst Busch“. „Und die Katrin macht's genauso gut wie jeder andere“, sagt Peter Schwandtke (im Foto), Vertrauensmann der Truppe. Dennoch fehlt das weibliche Element in unserem Report – nicht absichtlich, die „Buschfrau“ hatte Urlaub.

Die Brigade kocht Stahl. Stahl, nach der derzeit effektivsten Technologie – in einem Sauerstoff-Blasverfahren im 210-Tonnen-Konverter. Pro Schicht bis zu acht Chargen. Wenn alles klappt. Gerade darin besteht ihre Herausforderung, Tag für Tag …



Konversation am Konverter

Um mit ihnen reden zu können, müssen wir sie erst einmal finden. Eine riesige Halle, mehrere hundert Meter lang – der Konvertertrakt, ihr Arbeitsfeld. Vorerst sehen wir nur überdimensional große Behälter, mit glühendem Metall gefüllt, wie von Geisterhand geführt durch die Halle schweben, hören wir das Brodeln und Stöhnen des Konverters hinter dickwandigen Stahlschirmen, nehmen allerlei metallene Geräusche wahr und zwischendurch irgendwelche Signaltöne. Und der Mensch, was macht der hierbei? Er sitzt im mit Elektronik vollgestopften Leitstand vorm Computer und Bildschirm, steuert und überwacht den ganzen stählernen Prozeß des Werkes. Er arbeitet in der Entschwefelung, wo das vom Hochofen kommende Roheisen mit Hilfe von Kalk und Karbid entschwefelt und von der Schlacke befreit wird. Er steht am Konverter, beobachtet den Blas-Vorgang, mißt die Temperatur, bereitet den Abstich vor. Oder er sitzt unterm Hallendach im Führerhaus eines der zwei 350-Tonnen-Krane und bugsiert die kochenden Pfannen millimetergenau zur nächsten Arbeitsstation.

Die Mitglieder der „Busch"-Schicht sehen einander selten genug am Tage. Sie verkehren miteinander per Sprechfunk – eine zuverlässige Verbindung. Schon von Schichtleiter Werner Mintkens Stimmlage können sie ablesen, wie es momentan läuft. Jeder hat seinen Posten, und jeder weiß, unwichtige Arbeitsplätze gibt es bei ihnen nicht. Die moderne Technologie bringt Erleichterungen, verlangt aber zugleich erhöhte Konzentration.

„Partnerschaft ist Vertrauenssache",

sagt Peter Schwandtke, der Vertrauensmann. Wir treffen ihn am Leitstand in der Entschwefelung – sein Arbeitsplatz. Gleich muß er raus auf die Bühne, um hinterm Schutzschild das nächste Roheisen für den Konverter vorzubereiten, es zu entschlacken, seine Temperatur zu messen (immerhin um 1300 Grad), eine Qualitätsprobe zu nehmen. Es ist vieles automatisiert im neuen Stahlwerk, doch der Rechner analysiert nur das, was der Mensch ihm eingibt.

Partnerschaft ist Vertrauenssache! Der 27jährige Metallurge meint damit die ganze Stimmung im Kollektiv – das Zusammengehörigkeitsgefühl, das Füreinanderdasein, das freimütige Verhältnis des Gewerkschaftsfunktionärs zum Schichtleiter und umgekehrt. Das kommt nicht von alleine, das ist gegenseitige Erziehung, jeden Tag. Ihr Jugendkollektiv ist seit vier Jahren zusammen, so lange wie das Stahlwerk existiert. Neben den Eingesessenen aus dem EKO kamen sie aus Brandenburg, Riesa, von der Maxhütte. „Das neue Werk, die moderne Technik reizte", sagt Peter Schwandtke. „In Riesa, im Rohrwerk fehlte mir der Antrieb, ich fühlte mich zu wenig gefordert. Hier war von Anfang an ein hohes Ziel gestellt und unter uns auch der nötige jugendliche Schwung vorhanden."

Er bezieht das ohne Ausnahme auf alle, auch auf Schichtleiter Werner Mintken, inzwischen 47 Jahre. Einer, der immer noch vorneweg marschiert. Einer, der seit fast 30 Jahren im EKO ist, vom Schlosser zum Metallurgen avancierte. Einer, der sich gründlich vorbereitet hat auf die neue Aufgabe; der Lehrgänge besuchte und die Praxis am Konverter in Lipezk, bei Voest Alpine in Linz und in der Maxhütte Unterwellenborn studierte. Einer, der inzwischen eine eigene Metallurgendynastie begründet hat; seine zwei Söhne lernten bzw. lernen im Werk, seine Frau arbeitet als Finanzkaufmann.

„Der Werner versteht es, jedem von uns die richtige Aufgabe zu geben, jeden anzuspornen.

So wurde ich auch Vertrauensmann",

sagt Peter Schwandtke. Natürlich gewählt von der ganzen Mannschaft, im Oktober, zum erstenmal. Der Vorgänger war der Sache nicht mehr gewachsen, ließ zuviel schleifen. Sah es aber selbst so. „Alles, was fürs Kollektiv wichtig ist, wird zuerst, meist vor der Schicht, zwischen Werner und mir besprochen – und mit Riesmeier Rudolf, unserem Parteigruppenorganisator. Einer unser Erfahrensten. Wo wir im Wettbewerb stehen, wer Monatsbester wird, wie die Urlaubsvertretung klappt, wer prämiert wird und bei wem es Abzüge gibt! Ohne Streit gehts nicht ab, eine ehrliche Debatte." Sie wird öffentlich fortgesetzt in der monatlichen Gewerkschaftsversammlung. Neuerdings im Jugendklub der Stadt „Ernst Busch", von dem die Stahlwerker Pate sind. Dort kommt alles auf den Tisch, ihre Stärken und Schwächen, sachlich und konkret, ohne Ansehen der Person. Und jede Meinung ist gefragt. Schichtleiter Mintken: „Unter uns gibt es keinen Ausfall, eine prima Brigade. Aber wer ist schon fehlerfrei? Wenn jedoch einer schlechter beurteilt wird als die anderen, muß ihm genau gesagt werden, warum es so ist und daß es dabei zu allererst um die Sache geht. Morgen kann er ja schon wieder vorne sein. Dafür brauche auch ich das Wort, die Meinung des Vertrauensmanns. Wie kommen meine Entscheidungen an? Wo habe ich selbst einen Fehler gemacht? Wie können wir gemeinsam das Kollektiv mobilisieren? Ich strebe danach, möglichst zu überzeugen und nicht zu administrieren. Und den Vertrauensmann messe ich daran, wie er mir dabei hilft." Demokratie auf Arbeiterart!

„Ein Klima, wo man sich zu Hause fühlt",

sagt Vertrauensmann Schwandtke über die Situation im Kollektiv. Und als Beweis nennt er den Fakt, daß noch keiner

Vorm Konverter: Die Lanze mit dem Meßfühler für die Temperaturmessung wird noch von Hand eingeführt

in den vier Jahren die „Busch"-Schicht im Stich gelassen habe. Das macht die interessante Arbeitsaufgabe, die täglich von jedem viel fordert. Das macht aber auch die Art und Weise des Umgangs miteinander. Nur ein Beispiel: Alle Kollektive am Konverter, die in rollender Schicht arbeiten, hatten einige Zeit Sorgen mit der Pausenversorgung. Die Kantine des Stahlwerks ist viel zu weit weg vom Arbeitsplatz. Die kurze Pause, die jeder entsprechend seines Programms individuell machen kann, reichte längst nicht dafür. Und die hochmoderne Technik alleine lassen kam nicht in Frage. Also Bockwurst oder Brötchen aus der Hand. Kein Dauerzustand. Sie machten den Vorschlag für eine Ausweichkantine auf der Elf-Meter-Bühne in der Konverterhalle. Es gab Für und Wider, kein geplantes Projekt. Doch die Gewerkschaft setzte es im Interesse der Stahlwerker durch.

Peter Schwandtke: „Der Vertrauensmann muß wissen, daß das Arbeitsklima auch dadurch bestimmt wird, wie man auf die persönlichen Probleme des einzelnen reagiert – auf seine Sorgen mit den Kindern, um die Wohnung, um die Kur, um die Qualifizierung – wenn man auch nicht immer gleich eine Lösung parat hat. Anpacken muß man's. Und was wir kulturell auf die Beine stellen. Schließlich sind wir nicht arbeitswütige Roboter, sondern unternehmungslustige junge Leute.

Sie treiben Freizeitsport – Fußball und Kegeln, veranstalten Wandertage, Schlachtefeste, Brigadeabende und besuchen bestimmte Veranstaltungen im Jugendklub. Dort verkehrt ihr Nachwuchs aus dem Wohngebiet, auf den sie Einfluß nehmen wollen. Und mit dem Leben ihres Vorbildes, des Volkssängers und Schauspielers Ernst Busch, haben sie sich inzwischen mehrmals beschäftigt. Vielleicht haben sie auch den Aufsatz von Bert Brecht über Busch gelesen, in dem er dessen Rolle als Arbeiter Lapkin in Gorkis „Mutter" charakterisiert: als erste große Darstellung eines klassenbewußten Proletariers auf einer deutschen Bühne. Dank seiner Menschenkenntnis, seines Wissens, seines schauspielerischen Genies.

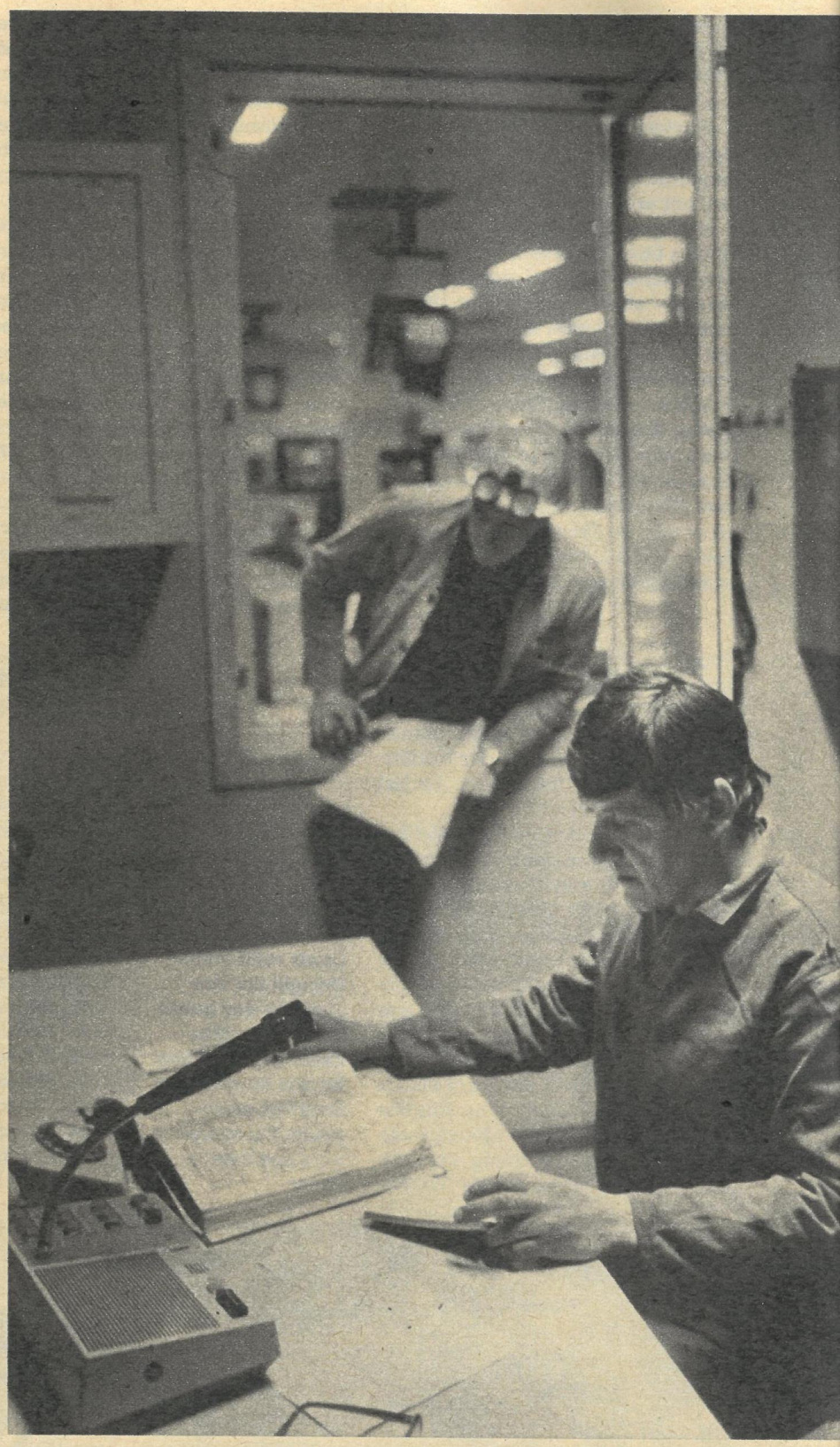
Die Stahlwerker aus dem EKO haben vor kurzem einen ihrer jüngsten, den Pfannenvorbereiter Detlef Stoll (20), als Kandidat in die Partei aufgenommen. Seine Begründung: „Ich habe eine sorglose Kindheit verlebt, verrichte nun eine Arbeit, die Spaß macht, in einem Kollektiv, in dem ich heimisch bin. Das alles hat mir unser Staat ermöglicht. Deshalb will ich etwas mehr tun, als nur meine Arbeit." Klassenstandpunkt in unseren Tagen.

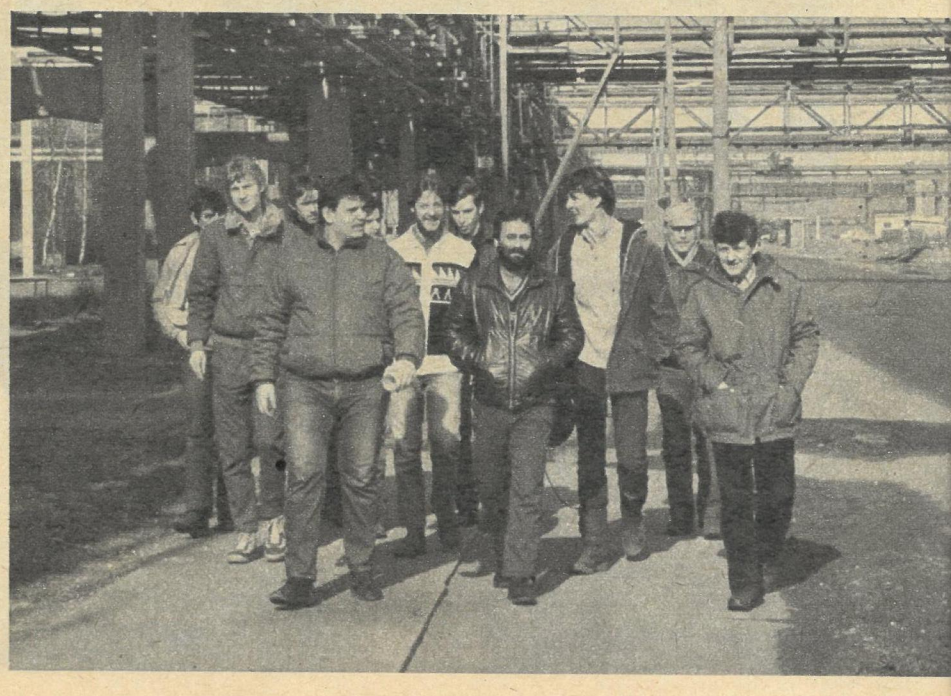
„Wo der Mensch spürt, daß er gebraucht wird",

sagt Peter Schwandtke, „da kann man ihm viel abverlangen in unser aller Interesse." Die Mannschaft am Konverter beherrscht inzwischen ihre Aufgabe. Und steht doch im ständigen Lernprozeß. Fast jeder hat in seinen persönlichen Verpflichtungen den Punkt Qualifizierung unterstrichen: Lehrgänge für Bläser, für Kranfahrer, für Rechentechnik. Der Vertrauensmann besucht die Meisterschule, zweimal wöchentlich nach der Schicht, früh oder nachmittags. In ihren Verpflichtungen liest man nicht, was sie jeden an Überwindungen kosten, an Komplikationen im Familienalltag, an Abstrichen von Freizeit-Hobbys. Sie tun es aus Einsicht, um sich gegenseitig besser ersetzen zu können und um tiefer einzudringen in die moderne Technologie. Denn sie kochen nicht schlechthin Stahl, sondern produzieren mehr als 90 Stahlmarken, die sich durch hohe Festigkeit, Zähigkeit und Reinheit auszeichnen. Stahlsorten, die den erhöhten Anforderungen der Bauindustrie und des Automobilbaus, des Anlagenbaus – wie TAKRAF, der elektronischen Industrie – wie das Farbbildröhrenwerk, entsprechen und vieler anderer Abnehmer. Mitunter wechseln sie in einer Schicht mehrmals das Programm. Neben dem richtigen Verhältnis von Roheisen und Schrott kommt es schließlich auf die Legierungszusätze an – mit Chrom, Nickel, Molybdän, Kobalt, Wolfram und Vanadium. Keine Prise zu wenig oder zu viel. Der Einsatz neuer Stahlqualitäten senkt den spezifischen Walzstahlverbrauch, ermöglicht dünnere Abmessungen, beispielsweise bei Kühlschrankstahlblechen. „Ein volkswirtschaftlicher Effekt, der uns allen zugute kommt", betont Schichtleiter Mintken. „Deshalb ist es so wichtig, daß wir die Konvertertaktzeit exakt einhalten und möglichst keine Rückführcharge fahren."

Rückführcharge heißt, die Qualitätsparameter einer Stahlsorte nicht eingehalten zu haben – alles noch mal retour! Was das kostet, haben sie sich zur Mahnung groß an die Wand geschrieben: Zeitverlust und zigtausend Mark. In der Taktzeit dagegen steckt der eigentliche Gewinn ihres neuen Verfahrens: anstelle von sechs Stunden für 200 Tonnen Stahl im ehrwürdigen Siemens-Martin-Ofen nur noch 50 Minuten im Konverter. Im EKO werden heute täglich mehr als 20 000 Tonnen Erze verarbeitet, die Ladung von 700 Waggons. Das Eisenerz liefert vorwiegend die Sowjetunion. „Wir müssen so viel wie möglich daraus machen, das ist unser Gewinn", erklärt Schichtleiter Mintken. „Auch wenn wir uns trotz modernster Technik manchmal noch plagen müssen, weil uns Leute ausfallen." Anderswo haben die Stahlwerker dagegen ganz andere Sorgen, die Krise bedroht ihre Existenz. Genosse Mintken erinnert, daß vor kurzem in Österreich ein Stahlwerk über Nacht zugemacht hat und die Arbeiter auf der Straße liegen. „Wenn man sie persönlich kennt, begreift man ihre Tragödie besser."

Die Schicht ist lange vorbei. Sie lief normal. Eine Charge hätten sie mehr machen wollen. Die Zulieferung des flüssigen Roheisens vom Hochofen und die Schlacke-Bewältigung bereiten ihnen noch einige Sorgen. Wir reden über dies und das. Plötzlich springt „unser" Vertauensmann auf. „Entschuldigt, ich muß los. Schularbeiten machen. Mathe und Psychologie."





Von hier aus hat Schichtleiter Mintken Kontakt zu jedem Arbeitsplatz

Die „Buschmänner" nach der Schicht (unteres Foto)

Thronfolge im Gegenwind

Zu den Neuankömmlingen in der Weltelite des 100-m-Laufs gehört Viktor Brysgin. Zum ersten Mal (und das vor allem dank seines unwiderstehlichen Starts) im Winter 1983 als sowjetischer 60-m-Hallenmeister nachdrücklich in Erscheinung getreten, hat er drei Jahre später im Freien eine Großtat vollbracht: Mit 10,03 s über 100 m verbesserte er den ältesten UdSSR-Leichtathletikrekord – einen aus dem Jahr 1972, verbunden mit dem Namen Borsow! Mit dieser Leistung zählte der Woroschilowgrader Lehrer neben Ben Johnson (Kanada), Chidi Imoh (Nigeria), Robson da Silva (Brasilien) und Linford Christie (Großbritannien) zu den weltschnellsten Männern 1986. Und immer wieder – als ob er auf den Spuren Johnsons wandele – diese unheimliche Antrittsschnelligkeit mit dem Startschuß.

Sprechen wir erst einmal über das Alter. Mit dreiundzwanzig ist für Viktor Brysgin nichts zu früh und schon gar nichts zu spät gekommen. Auch für ihn gilt der mittlerweile wund gerittene Satz: Er hat noch alles vor sich.

Die beiden in der ewigen Weltbestenliste vor ihm rangierenden Europäer waren viel älter, als sie ihre 10,00 bzw. 10,01 Sekunden liefen: Der damals 28jährige Pole Marian Woronin und der seinerzeit 27jährige Italiener Pietro Mennea. Ebenfalls schon achtundzwanzig war der Brite Allan Wells, als er 1980 in Moskau zum Olympiasieger avancierte. Mit sechsundzwanzig wurde der auf Jamaika geborene Engländer Linford Christie Europameister, mit vierundzwanzig der US-Amerikaner Calvin Smith Weltrekordler und der „kanadische Jamaikaner" Ben Johnson Jahresweltschnellster 1986. Als Gegenstück von alledem darf gelten, daß der Weltmeister und Olympiasieger Carl Lewis gerade dem milchbärtigen Alter entwachsen war, als er zur absoluten Weltklasse aufstieg.

Also Brysgin. Er hat verwirklicht, wovon mehrere sowjetische Sprintergenerationen geträumt haben. Vierzehn Jahre lang nicht wegzuzaubern dieser Borsowsche Landesrekord – aufgestellt zu einer Zeit, da an einen Leichtathleten namens Brysgin aus Woroschilowgrad noch gar nicht zu denken war! Am letzten Augusttag 1972 hatte Valeri Borsow im dritten olympischen Zwischenlauf von München nach 10,07 elektronisch gestoppten Sekunden die Zielschranke passiert. Damit wurde er im eigenen Lande allmählich zur Legende und als Methusalem von Rekordhalter auch schon so etwas wie ein Alptraum. Die sowjetischen Sprintstaffeln gehörten zwar immer zu den besten der Welt, waren Olympiasieger und Europameister, doch nie war ein Mann zu kriegen, der Borsows Rekord brach.

Am 7. Juni 1986, beim Snamenski-Memorial in Leningrad, ist's dann doch passiert. Mit 10,07 s wurde Viktor Brysgin zunächst erst einmal Mitinhaber des ältesten sowjetischen Leichtathletikrekords, kurz darauf erreichte er im Endlauf sogar 10,03 Sekunden. In beiden Fällen war eine Besonderheit anzumerken: Jedesmal lief Brysgin bei leistungsminderndem Gegenwind, der ihm im Vorlauf mit 2,54, im Finale mit 1,29 m/s ins Gesicht blies. Ein Rückenwind der zulässigen Stärke von 1,29 m/s hätte den schnellsten Mann der Sowjetunion womöglich in die Nähe des 10,00-s-Europarekords von Woronin befördert, vielleicht sogar unter diese Grenze, was derzeit im Kurzsprint als Maß aller Dinge gilt. Aber mit hätte und vielleicht ist halt kein Glück zu machen.

Unterm Strich bleibt der Sonderfall, daß Valeri Borsow auch weiterhin im Besitz des ältesten UdSSR-Rekordes bleibt. Vier Tage nach seinem olympischen 100-m-Sieg gewann er nämlich in 20,00 s auch das 200-m-Finale. Das ist eine Zeit, mit der er bis heute zu den zehn schnellsten Sprintern der Welt gehört. Daß ihn Viktor Brysgin auch auf dieser Strecke einmal vom Thron stößt, ist kaum zu erwarten: „Ich bin nicht davon überzeugt, daß die 200 m einmal meine Strecke werden könnten."

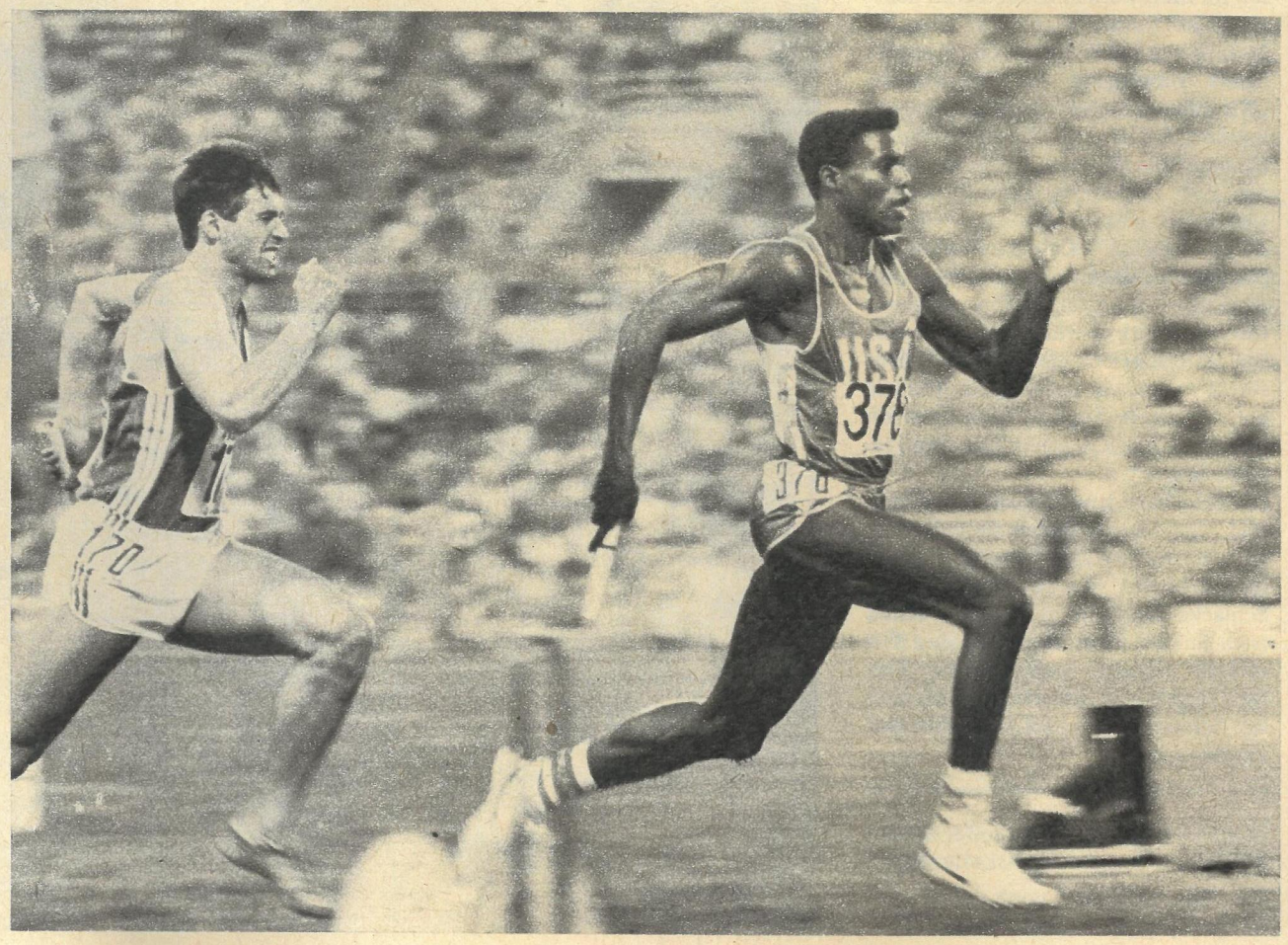
Als er Borsow zum ersten Mal begegnete, war er zwanzig Jahre alt. „Wir trainierten in Kiew, und weil Borsow dort wohnt, kam er gelegentlich mal bei uns vorbei. Meine damalige Bestzeit von 10,54 s, mit der ich mich nicht einmal in der UdSSR-Jahresbestenliste plazierte, kann es nicht gewesen sein, daß er sich mit mir unterhielt und mir alles Gute wünschte. Jedenfalls hat er mir gesagt, daß es für Sprinter zwei wichtige Zeiten gebe – die 10,00 und die 20,00 s. Im Kurzsprint könnte ich das nun schaffen, über 200 m muß wohl ein anderer her..."

★

Erst zwei Jahre nach München '72 – als Borsow in Rom seinen Europameistertitel von Helsinki erfolgreich verteidigte – begann der zwölfjährige Viktor Brysgin, seine Freizeit mit ernsthaft betriebener Leichtathletik zu verbringen. Wladimir Fedorez, ein Trainer, hospitierte beim schulischen Sportunterricht, um sich dort aus dem reichhaltigen Angebot einige Jungen und Mädchen herauszufischen, die er dann zu sich einlud. „Daß er auch auf mich ein Auge geworfen hatte, war mir ein Rätsel", erinnert sich Brysgin. „Mir mangelte es vor

Die schnellsten Kurzsprinter der Welt

9,93	Calvin Smith (USA)	1985
9,95	James Hines (USA)	1968
9,95	Ben Johnson (Kanada)	1986
9,96	Melvin Lattany (USA)	1984
9,97	Carl Lewis (USA)	1983
9,98	Silvio Leonard (Kuba)	1977
10,00	Marian Woronin (Polen)	1984
10,00	Chidi Imoh (Nigeria)	1986
10,01	Pietro Mennea (Italien)	1979
10,02	Charles Greene (USA)	1968
10,02	James Sanford (USA)	1980
10,02	Ronald Desruelles (Belgien)	1985
10,02	Robson da Silva (Brasilien)	1986
10,03	Stanley Floyd (USA)	1982
10,03	Viktor Brysgin (UdSSR)	1986
10,04	Lennox Miller (Jamaika)	1968
10,04	Linford Christie (Großbritannien)	1986



Im Staffel-Schlußläuferduell mit Carl Lewis reißt Viktor Brysgin bei den „Spielen des guten Willens" im Moskauer Leninstadion für das sowjetische Quartett einen neuen Europarekord aus dem Feuer.

Mit seinen inzwischen 1,82 m Körpergröße wäre Brysgin auch eine unübersehbare Erscheinung auf dem Fußballfeld. In diesem von ihm gern betriebenen Ausgleichssport festigt er vor allem auch sein im Sprint beeindruckendes Reaktionsvermögen.

Foto: TASS, Anatoli Ochmakewitsch

allem an der notwendigen Konstitution. Wenn wir uns wie die Orgelpfeifen zu einer Reihe formierten, war ich als David immer letzter Mann im Glied. Später hat mir Fedorez auf meine Frage hin gestanden, daß ich meine fehlenden Gardemaße durch etwas ersetzt hätte, was für einen Sprinter zum Lebenselixier gehört – Reaktionsfähigkeit." Seitdem ist Brysgin nicht von Fedorez' Seite gewichen. Während Sergej Bubka („ich kenne ihn schon seit meiner Kindheit") von Woroschilowgrad nach Donezk auszog, um dort der beste Stabhochspringer aller Zeiten zu werden, machte Brysgin seine Geburtsstadt zum Dreh- und Angelpunkt seines Lebens. Dort verliebte er sich in seine Trainingsgefährtin Olga Wladykina – drittschnellste 400-m-Läuferin der Welt hinter Marita Koch und Jarmila Kratochvilová – und machte Hochzeit mit ihr. Dort studierte er auch und absolvierte ausgerechnet unmittelbar vor seinem großen Auftritt in Leningrad die letzten beiden Prüfungen. „Der Gedanke daran, sie mit Glanz und Gloria bestanden zu haben, war vermutlich der Grundstein dafür, daß ich im Leningrader Kirow-Stadion aller Examenssorgen enthoben ans Werk gehen konnte. Ich war fröhlich und ausgeglichen, motiviert und sehr zuversichtlich. Als ich am Vorabend des Memorials noch einmal trainierte und mich meiner angeborenen Stärke beim Start versicherte, warfen Fedorez und ich den Plan über den Haufen, ‚nur' 10,15 s zu schaffen. Wir wollten's noch besser machen."

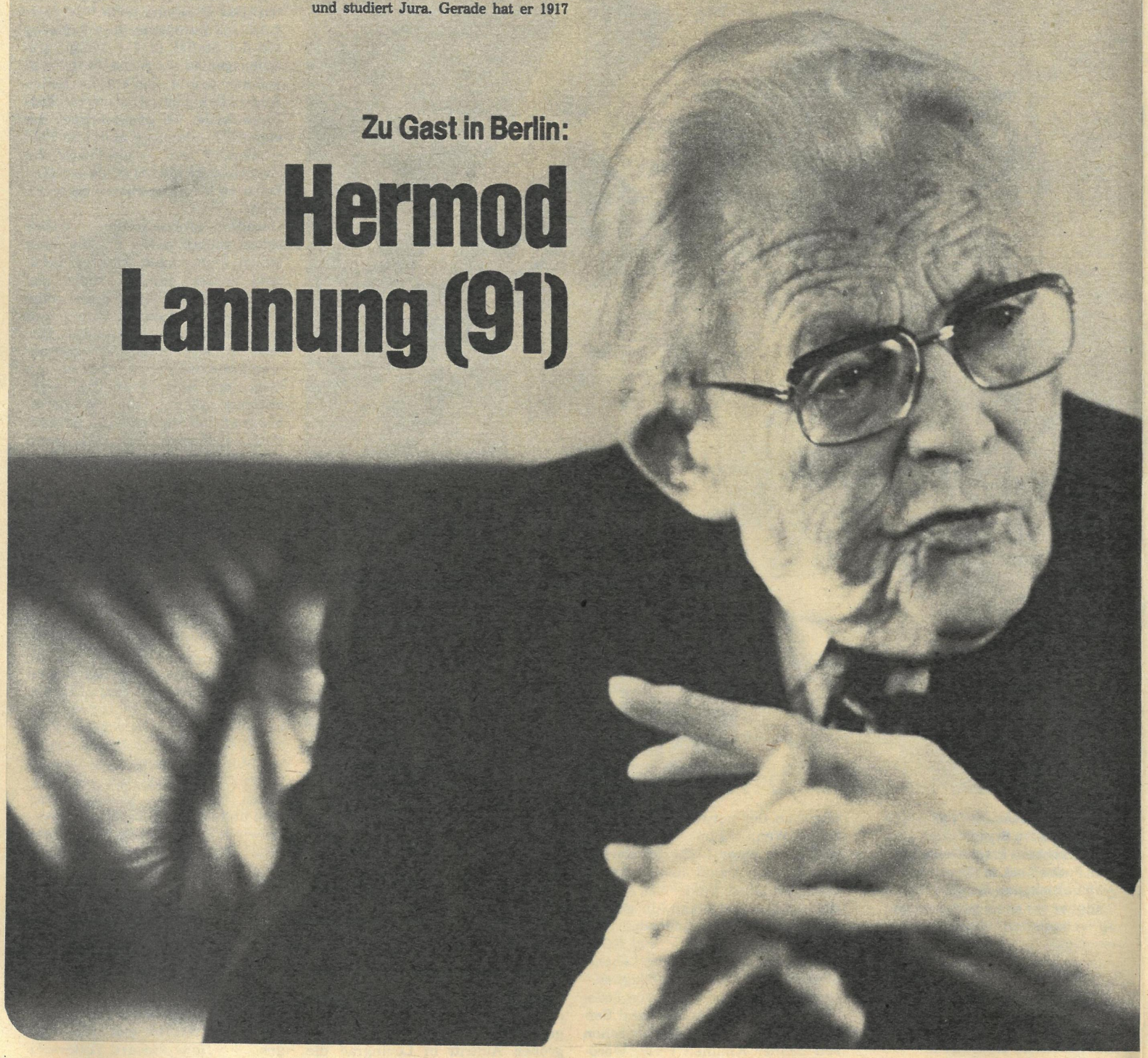
Und nach diesen 10,03 s, mit den Brysgin – schneller als Lewis und Smith, Christie und Woronin – zu den weltbesten Sprintern des Jahres aufstieg, kamen die frohen Feste und auch die Sauregurkenzeiten: Das Hosianna beim Europarekord und Europameisterschaftssieg mit der Staffel, in der Brysgin traditionsgemäß als Schlußläufer aufgeboten wurde; der enttäuschende Augenblick beim Stuttgarter EM-Einzelfinale, wo ausgerechnet der eigentlich schnellste Mann im Feld – nämlich e r – als letzter die Zielschranke passierte. „Wie's dazu kommen konnte, weiß ich bis heute nicht..."

Gerade großgeworden, haben schon andere in der Stunde ihrer stillen Hoffnungen bitteres Lehrgeld zahlen müssen. Nicht nur Brysgin. Er wollte voriges Jahr unter zehn Sekunden laufen und auch Europameister werden. Der eine Wunsch erfüllte sich ebensowenig wie der andere. Aber der mit Vehemenz in die Weltelite vorgestoßene Mann aus Woroschilowgrad hat ein eigenes Beispiel dafür, daß man nie, auch wenn man schon „ganz oben" ist, aufhören soll, mit sich Geduld zu haben: „Auf der Leningrader Bahn war mir das Glück nie hold. Bei der letzten Staffelprobe vor der Weltmeisterschaft 1983 verletzte ich mich und war heilfroh, daß ich doch noch mitfahren konnte und die Bronzemedaille in der Staffel mit nach Hause nahm. Ein anderes Mal war ich drauf und dran, in Leningrad einen großen Sieg zu landen, wurde aber im Finale wegen zweier Fehlstarts disqualifiziert. Beim dritten Mal lief mir dann dort endlich auch die Glücksfee über den Weg. Es gab vor Jahren zuweilen Momente, da ich trotz sprunghafter Verbesserung meiner Laufzeiten auf keinen grünen Zweig kam und in der Versenkung zu verschwinden drohte. Aber ich sagte dieser Instabilität den Kampf an und glaube fest daran, daß ich nicht nur schnell laufen kann, sondern auch zu siegen verstehe."

So wie Borsow das konnte, der in München zweimal Olympiasieger wurde und dabei achtmal gewann – in allen Vor- und Zwischenläufen, in den Semifinals – und den Finals sowieso. „Er hat mir einmal erzählt, wie das ist mit dem Siegen..." *Hans Richard Vollbrecht*

Zu Gast in Berlin:

Hermod Lannung (91)



Wir sind mit ihm im Hotel Berolina verabredet. Er hatte zuvor schon mit seiner kleinen Delegation von Vertretern der dänischen Friedensbewegung Gespräche beim Friedensrat und im Außenministerium geführt. Eine Stadtrundfahrt stand auch auf dem Programm. Als er ins Foyer kommt und uns entdeckt, befreit er sich von der helfenden Hand seiner charmanten Begleiterin. Er will uns frei – wenn auch mit Stock – entgegentreten. Munter antwortet er auf unsere Fragen, er fühlt sich gut. Nur seine Beine, besonders die Knie, seien schon vorzeitig gealtert, bekennt er mit verschmitztem Lächeln.

Aufgewachsen ist Hermod Lannung auf dem großen Bauernhof seiner Eltern in Vesterland. Er besucht eines der angesehensten Gymnasien seines Landes und studiert Jura. Gerade hat er 1917 sein erstes Staatsexamen abgelegt, da erfährt er aus der Zeitung, daß Dänemark eine große Gesandtschaft in Petrograd einrichtet, um dort während des Krieges die österreichisch-ungarischen Interessen mit zu vertreten. Diese Chance nimmt Lannung wahr, bewirbt sich und reist 21jährig über Schweden und Finnland nach Petrograd. Der „Jungsekretär" der dänischen Botschaft ahnt nicht, daß er wenig später Zeuge eines Jahrhundertereignisses – der Oktoberrevolution – wird. Doch nach dem deutschen Friedensdiktat von Brest-Litowsk 1918 ist seine diplomatische Mission schnell beendet. Aber seine Sympathien für das russische Volk lassen ihn im Lande bleiben. „Ich war jung, grün, fast noch ein Kind, aber sehr energisch." Bis März 1919 unterstützt er „als stellvertretender Kommandant" des dänischen Roten Kreuzes die Versorgung von Kranken und Verletzten.

Wir fragen nach Details, Erlebnissen während der Revolution, doch Hermod Lannung winkt ab. Das würde zu weit führen. Im übrigen hat er alle Tagebuchaufzeichnungen, Briefe und Erinnerungen in seinem Buch „Meine russische Jugend" veröffentlicht. Darin schildert er die Eindrücke eines jungen

linksliberalen Pazifisten. Das Buch, in Skandinavien weit verbreitet, soll nun sehr bald auch in der Sowjetunion erscheinen. Eine deutschsprachige Ausgabe gibt es noch nicht.

Doch eine Episode gesteht er uns zu. „Der erste Außenkommissar, der große Adelsmann und noch größere Kommunist Tschitscherin" überreicht ihm im März 1919 bei seiner Abreise ein dickes Bündel Banknoten. Er hat Vertrauen zu dem jungen Helfer des Roten Kreuzes und bittet ihn, es russischen Emigranten in der Schweiz zu überbringen, damit diese schnell heimkehren können. Der Weg führt Lannung deshalb nach Berlin. Hier erlebt er im März gleich noch den Ausklang der Novemberrevolution. In die Schweiz aber darf der vermeintliche dänische Kommunist aus Sowjetrußland nicht einreisen. Da kann ihm auch seine Botschaft nicht helfen. Die Schweizer Regierung will die Emigranten zu diesem Zeitpunkt als Faustpfand für ihre Interessen in Rußland im Land behalten. So kann Lannung das Geld erst aus Dänemark in die Schweiz senden.

Zuhause angekommen, setzt Lannung sein Studium fort. Dann, 1920, hat er seine große Idee. Die Zerstörungen des Krieges, die verstümmelten Kriegsopfer, überall bei seiner Reise durch Europa hat er sie gesehen. Hermod Lannung: „Trotz meiner Jugend habe ich ausnahmsweise etwas Vernünftiges getan, habe die Vertreter von Jugendbewegungen aus unlängst kriegführenden Ländern zu einem internationalen Friedenskongreß eingeladen." Achtzehn Monate später, im August 1921, sitzt man sich im Schloß Christiansborg, dem Sitz des Parlaments, gegenüber. Deutsche, Österreicher, Franzosen..., vor kurzem lagen sie sich noch „als Erbfeinde" im Schützengraben gegenüber. Heute sprechen sie miteinander, kommen sich näher, merken, daß es kaum einer Versöhnung bedarf. Sie hatten ja nicht für ihre Interessen Krieg geführt. Verständigung, das bedeutet für sie auch Eintreten für den noch jungen Bund der Völker. Lannung und seine Gäste begründen eine Liga für Völkerbund und Frieden.

Wenig später schließt Lannung den zweiten Teil seiner juristischen Prüfung ab. Die Ergebnisse lassen auf eine Hochschulkarriere hoffen. Doch da erinnert man sich seiner „Rußlanderfahrungen". Fridtjof Nansen, der große Polarforscher und Hohe Kommissar des Völkerbundes, hat gerade gemeinsam mit Gerhart Hauptmann und Maxim Gorki zur Unterstützung der jungen Sowjetrepublik aufgerufen. Interventionskriege und Mißernte haben zu einer Hungersnot geführt. Auch die europäische Studentenhilfe sammelt für Rußland; Lannung wird ihr Repräsentant auf der Krim und in der Ukraine. Essen für Studenten und Professoren – eine Mahlzeit pro Tag – das ist das Wichtigste, Bücher und Kleidung gilt es ebenso zu verteilen wie Medikamente für die Krankenhäuser. Im Mai 1923 avanciert Lannung sogar zum Chef der Hilfsaktionen und zieht nach Moskau um. Er unternimmt mehrere Inspektionsreisen, die ihn auch nach Kiew führen, Sprache und Kultur des Landes kommen ihm immer näher.

Nun endlich die Frage: Haben Sie auch Lenin kennengelernt? „Ja und nein", antwortet Lannung. „Ganz nahe war ich ihm in seinem Büro im Kreml, als ich 1923 seine Unterschrift für ein Zertifikat benötigte und bekam. Im Januar 1924 stand ich ihm dann ‚face to face' gegenüber." Aber da war Lenin bereits tot. Lannung war einer der wenigen Ausländer, die bei der Aufbahrung Lenins in der Säulenhalle des Gewerkschaftshauses zugegen waren. Er erinnert sich an Lenins Schwester, seine Frau Nadeshda Krupskaja, an Stalin, der den Sarg trug... Im Mai 1924 geht es wieder heimwärts. Der Kampf gegen den Hunger ist gewonnen. Hermod Lannung kann sich nun der Gründung einer Anwaltskanzlei in Kopenhagen zuwenden.

Nach einem Blick auf die Uhr vereinbaren wir, einen großen Zeitsprung zu machen. Es ist schließlich nicht möglich, hier die Memoiren aufzuzeichnen.

1945 hat auch Lannung den zweiten Weltkrieg hinter sich. Viel schlimmer die Folgen als 1918. Nun muß doch die Vernunft siegen, hofft er. Pessimismus ist seine Art nicht. 1946 ist er dabei, als in London die erste Generalversammlung der UNO tagt. Über 20 Jahre ist er in ihren verschiedenen Gremien tätig, wirkt zudem als Parlamentsmitglied seines Landes.

Lange schon ist er Präsident des Weltbundes der Weltföderalisten, einer Organisation für die Vereinten Nationen. Sie hat sich das Ziel gesetzt, die UNO langfristig zu reformieren, ihr mehr Entscheidungsgewalt in Sachen Krieg und Frieden zu verleihen. Für dieses Ziel wirbt er überall in der Welt. Im vergangenen Jahr wählte man ihn, den Neunzigjährigen, zum Präsidenten des Weltkongresses anläßlich des Internationalen Jahres des Friedens in Kopenhagen. Auch die langwierige Vorbereitung stand unter seiner Leitung. Zu seinem ersten Friedenstreffen vor 65 Jahren kamen etwa 50 Jugendliche. 1986 zählt man etwa 3000 Teilnehmer aus 136 Ländern, 94 internationale Organisationen senden Delegierte, Grußschreiben von Staatsoberhäuptern treffen ein. Ein unglaublicher Erfolg. Vertreter der verschiedensten politischen Gruppierungen finden in der dänischen Hauptstadt eine gemeinsame Sprache: Die Menschheit hat nur ohne Atomwaffen eine Zukunft! Lannung eröffnet dieses Weltforum, und er spricht auch begeistert die Schlußworte.

In unserem Gespräch würdigt er die Initiativen der SED und der SPD zu einer atom- und chemiewaffenfreien Zone in Europa. Beladen mit den Erfahrungen beinahe eines Jahrhunderts, argumentiert er: „Einen dritten Weltkrieg darf es nicht geben. Wir müssen es durchsetzen, daß unsere Welt im Jahr 2000 atomwaffenfrei ist. Gorbatschow weist den Weg dorthin. Wir dürfen nicht zulassen, daß man dieses Ziel durch irgendwelche Scheinprobleme versperrt. Die Westländer müssen jetzt reagieren, und zwar schnell, denn während der Präsidentschaftswahlen in den USA – das weiß ich aus jahrzehntelanger Erfahrung – ist die amerikanische Administration monatelang gelähmt."

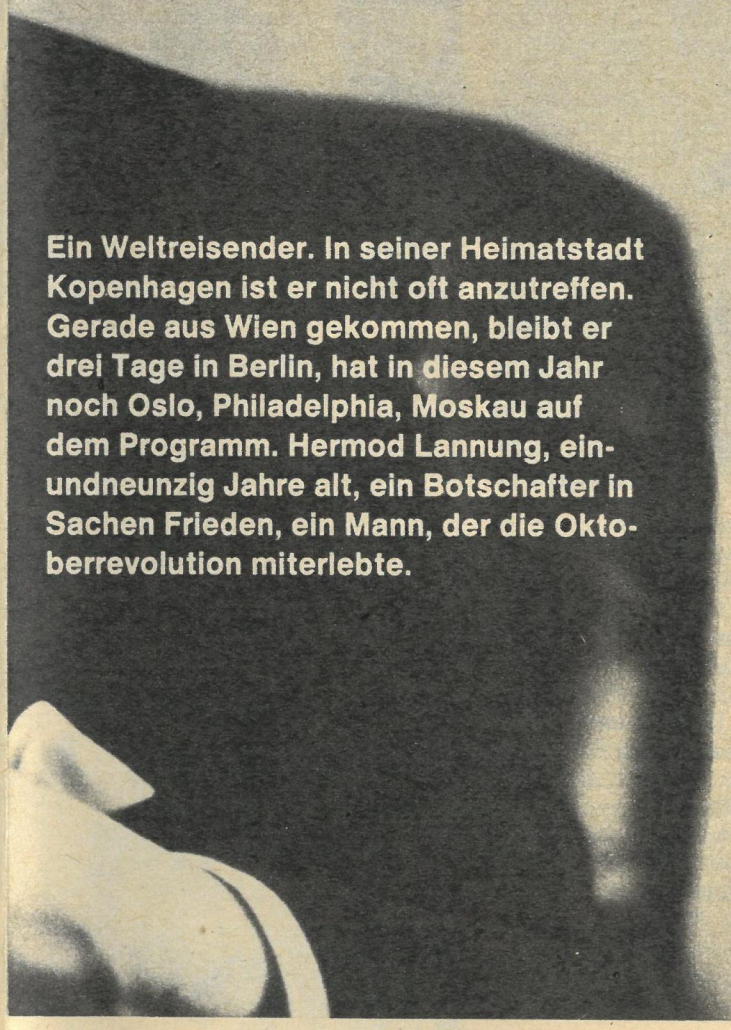
Lannung beschwört, daß der Geist von Kopenhagen nicht verlorengehen darf. Er hat jetzt das Kopenhagener Netzwerk für internationale Abrüstung ins Leben gerufen. Umherziehend, wirbt er für dieses Kommunikationszentrum mit dem Ziel, neues Vertrauen, neue Kräfte für die Abrüstung zu sammeln. Bei seinen Gesprächen in Berlin hat ihm auch der Friedensrat der DDR Unterstützung zugesagt. Er ist voller Hoffnung, daß die jetzt mögliche Entfernung der Mittelstreckenraketen aus Europa zum ersten realen Schritt in Richtung Abrüstung nach 1945 wird.

Schon 1924 tritt Lannung der Gesellschaft für Zusammenarbeit Dänemark–Sowjetunion bei. Stolz berichtet er uns, daß es die älteste derartige Vereinigung der Welt ist. Fünfzehn Jahre ist er nun schon ihr Präsident. Die Gesellschaft zählt viele individuelle und kollektive Mitglieder, zielt auf breite Wirkung, organisiert Diskussionen, Reisen, will durch Verständnis Vertrauen schaffen. Immer wieder fährt Lannung ins Land seiner Jugend – in die Sowjetunion. Oftmals zu den Feierlichkeiten anläßlich der Oktoberrevolution. „Die Russen wissen, daß ich kein Kommunist bin, absolut nicht, doch sie achten mich als Freund und als linksliberalen Friedensförderer."

Wir sind ihm nähergekommen, wagen jetzt, die Frage zu stellen, ob es erstrebenswert ist, 91 Jahre alt zu werden. Er blickt uns schalkhaft an: „Wenn man an die Alternative denkt, ist es nicht ganz schlecht."

Wir fragen nach seiner Familie. „Familie – meine Frau, eine russische Juristin – starb schon 1938. Meine Familie ist die Friedensbewegung. Jeder auf dem Weltenball sollte ein wenig mehr über die Probleme seines Alltags hinausschauen, um sein Leben und das seiner Kinder und Mitmenschen zu sichern. Tausend Milliarden Dollar fließen pro Jahr in die Rüstung. Nicht auszudenken, wenn diese den Entwicklungsländern und der Umwelt zugute kämen."

Utz Hoffmann (Text)
Volker Hohlfeld (Foto)



Ein Weltreisender. In seiner Heimatstadt Kopenhagen ist er nicht oft anzutreffen. Gerade aus Wien gekommen, bleibt er drei Tage in Berlin, hat in diesem Jahr noch Oslo, Philadelphia, Moskau auf dem Programm. Hermod Lannung, einundneunzig Jahre alt, ein Botschafter in Sachen Frieden, ein Mann, der die Oktoberrevolution miterlebte.

Stadtauswärts, rechts

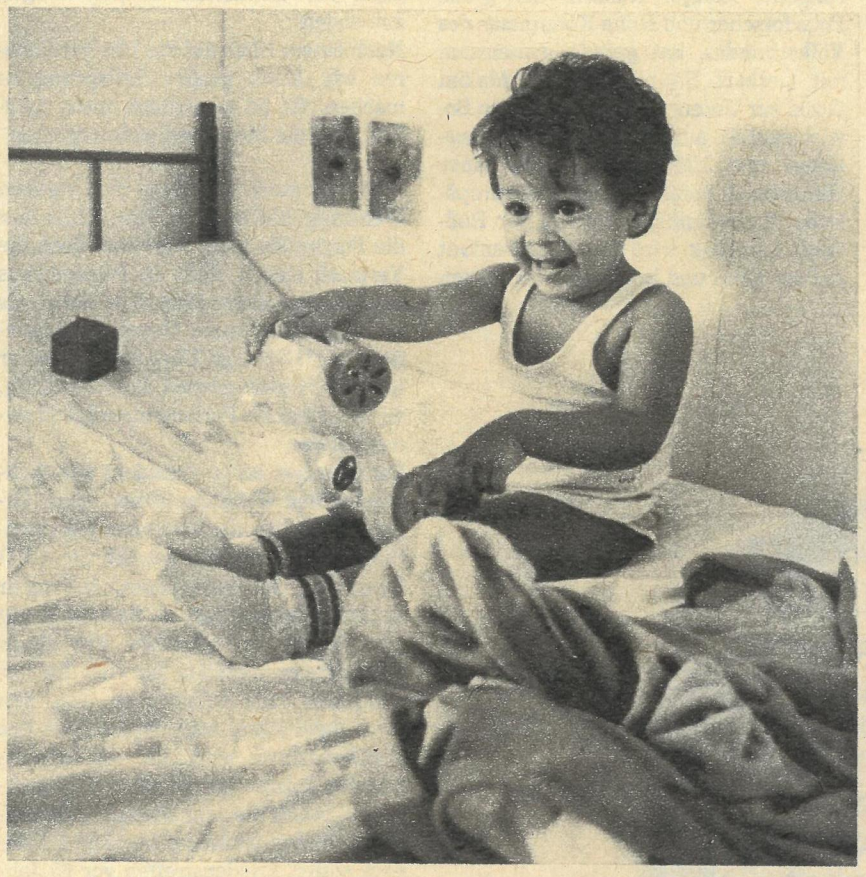
Wir biegen mit unserem Barkas um die Ecke – aber offenbar nicht ganz so, wie es in Nikaragua vorgeschrieben ist. Fast majestätisch steigt der Polizist von seiner MZ am Straßenrand und winkt uns zu sich. Ein Wortschwall prasselt auf unseren Fahrer, der unterdessen seinen Internationalen Führerschein und die Wagenpapiere heraussucht. Als der Ordnungshüter sie in den Händen hält, stockt er: „Oh, Sie kommen aus der DDR? Und Sie arbeiten am Hospital ‚Carlos Marx' – ach so: Brigada de la Amistad (Brigade der Freundschaft)!" Der Fahrer bekommt die Papiere wieder und einen erneuten Wortschwall dazu – gute Ratschläge. „Also sehen Sie, wir in Nikaragua fahren so..." Freundlicher Abschied: „Na, wo's langgeht, wissen Sie ja – stadtauswärts rechts."

Meine erste Begegnung mit unserem Hospital „Karl Marx" in Managua. Ein Solidaritätsgeschenk der DDR an das freie Nikaragua, im Dezember 1986 übergeben. Die medizinische Betreuung haben Ärzte, Schwestern und Techniker unseres Landes, Mitglieder einer FDJ-Brigade der Freundschaft, übernommen.

Täglich werden ungefähr 400 Patienten jedes Alters und mit allen nur denkbaren Krankheiten behandelt. (Unsere Fotos: Im OP-Container, Untersuchung beim Augenarzt.) Wenn die Sonne gegen 18 Uhr am Horizont versinkt, warten die ersten bereits auf die Sprechstunde am nächsten Morgen.

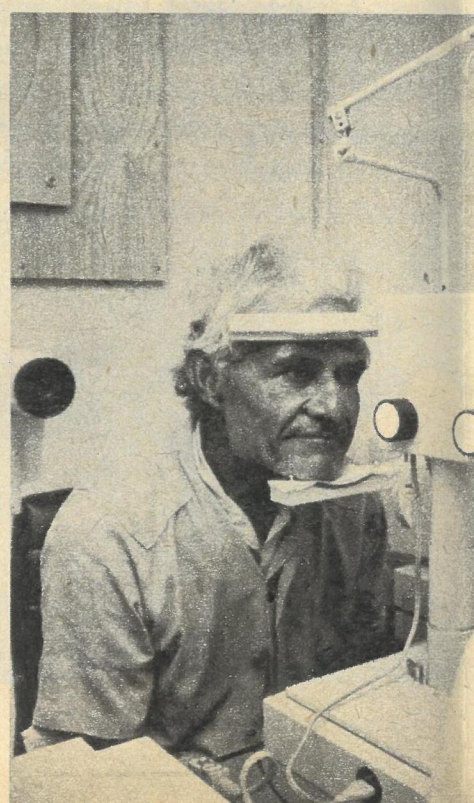
Für viele ist unser Krankenhaus die letzte Hoffnung auf Hilfe.

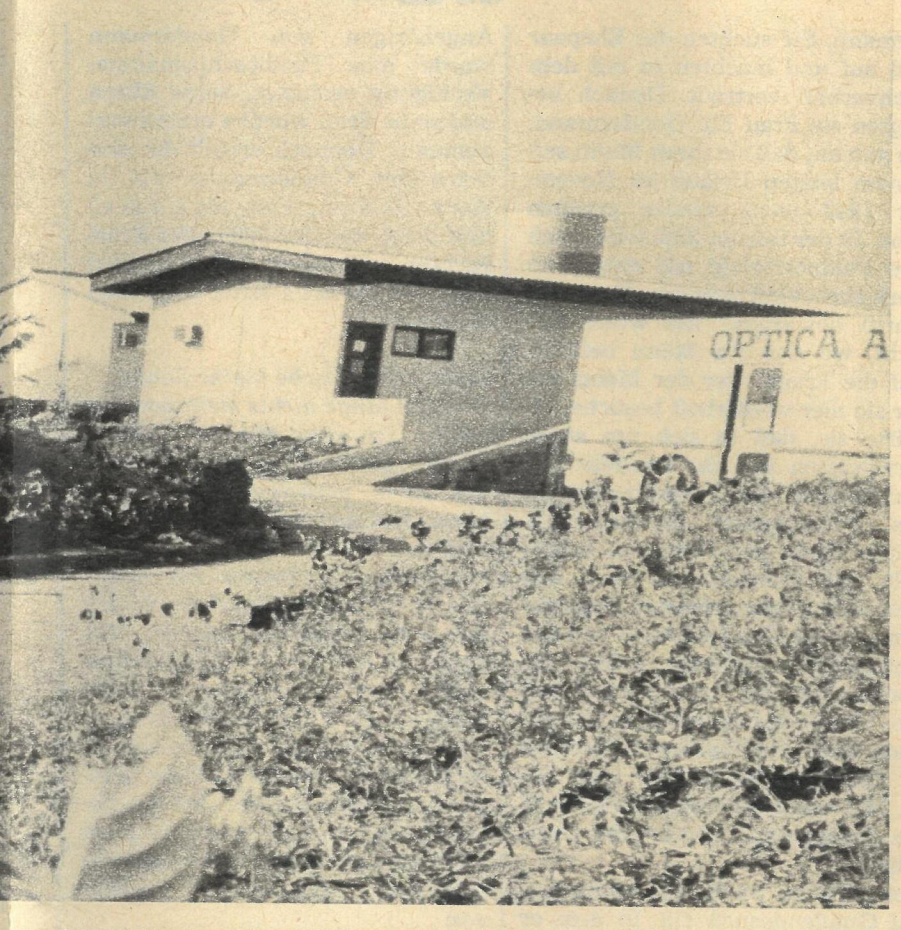
In einem Land, das zur Zeit rund 60 Prozent seiner Einnahmen für die Verteidigung auszugeben gezwungen ist, das vor der Revolution kaum eine gesundheitliche Allgemeinbetreuung kannte, wo es kaum Ärzte gab – in diesem Land muß notgedrungen die Realität noch hinter den revolutionären Träumen zurückbleiben.

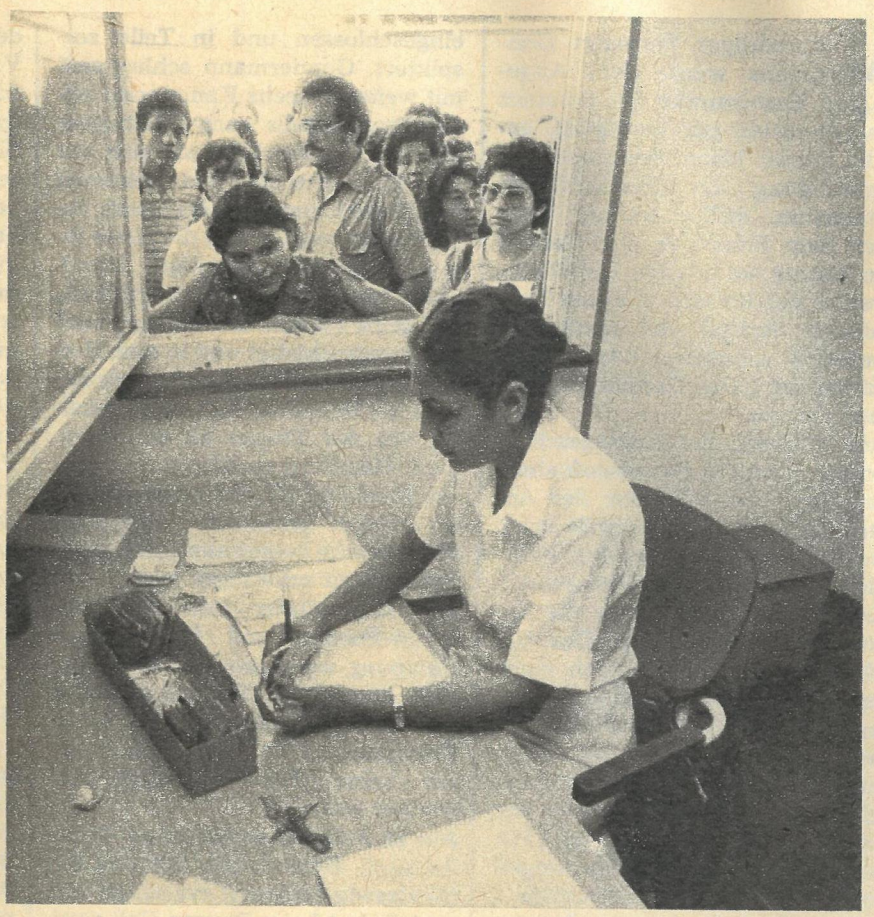


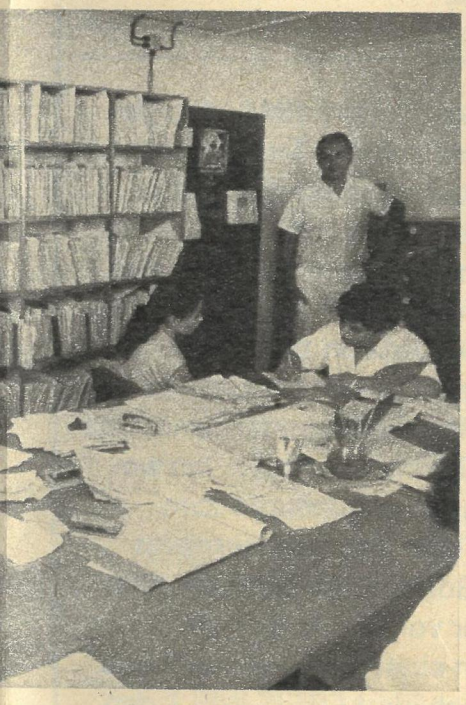
Unsere Solidarität, sprich unser Hospital, hilft auf der untersten zivilen medizinischen Ebene, der wichtigsten: Es sichert die medizinische Grundbetreuung vor allem der Ärmsten in den bevölkerungsreichsten Stadtbezirken Managuas 9 und 10. Und ebenso wichtig: Im Rahmen der medizinischen Betreuung werden die ersten 5 Ärzte zu allgemeinpraktischen Fachärzten qualifiziert, die dann auf ihrem Gebiet die ersten des Landes sein werden. Sie, und die ebenfalls auszubildenden Schwestern, sollen später einmal stufenweise die Leitung des Krankenhauses übernehmen und selbst Ärzte und Schwestern ausbilden. Ein weiter Weg noch, aber die ersten Schritte sind erfolgreich getan.

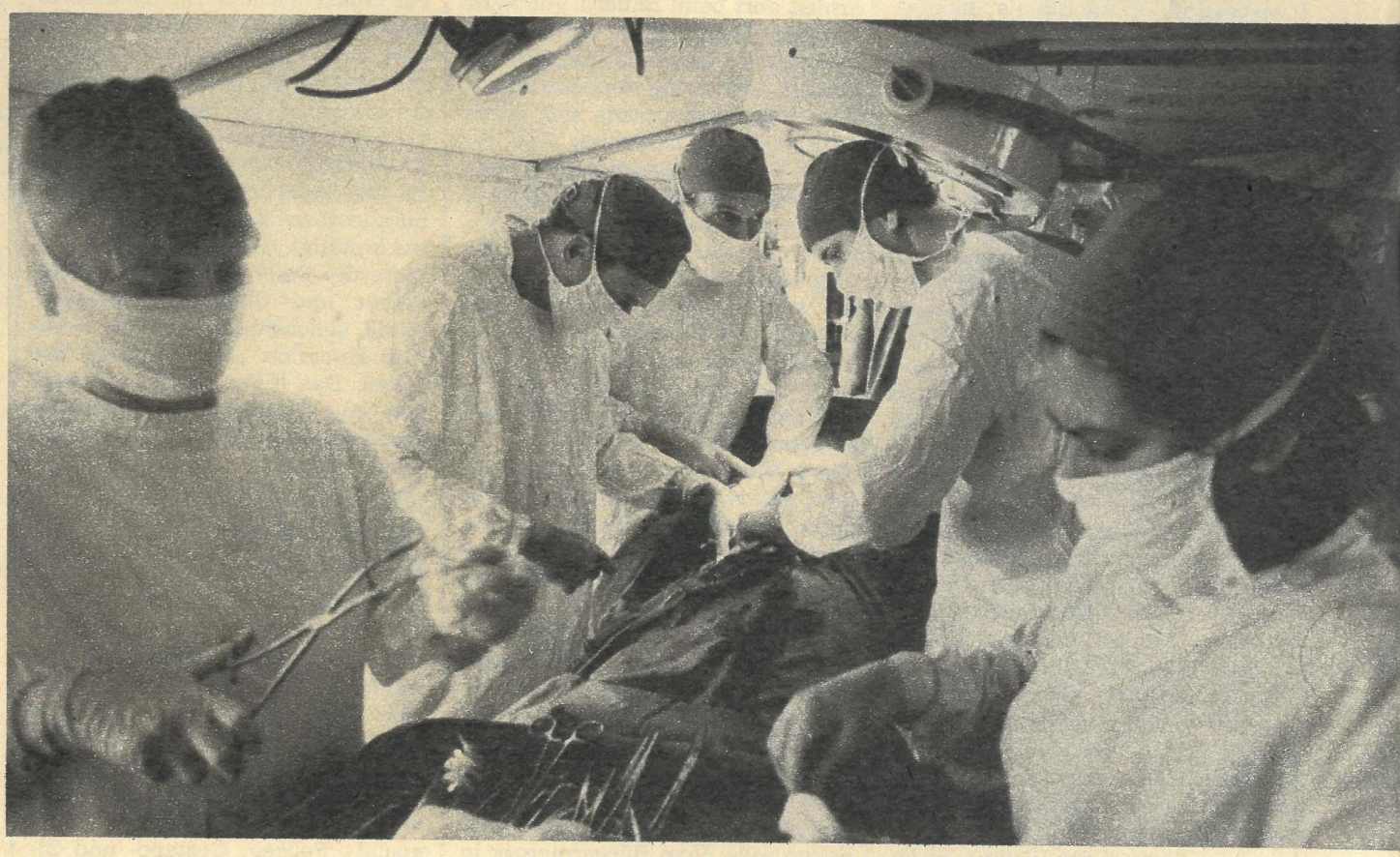
Eine nikaraguanische Fachschwester, die dabei gewiß eine Rolle spielen wird, ist Schwester Selmira, vom ersten Tag an dabei (Foto oben rechts). Sie hat noch die Zelte, unsere ersten „Behandlungsräume", erlebt, hat mitgeholfen, die Leichtbauhäuser zu errichten. Das Wichtigste aber: Sie ist heute schon in der Lage, die Klassifikation der Patienten vorzunehmen. Das heißt, sie befragt sie zuerst nach Beschwerden und teilt ein, wer zu welchem Arzt gehen muß. Wer einmal erlebt hat, wie blumenreich und, mangels Erfahrung, unkonkret die nikaraguanischen Patienten ihre Sorgen und Beschwerden beschreiben, kann die Wichtigkeit ihrer Aufgabe im Hospital ungefähr ermessen.

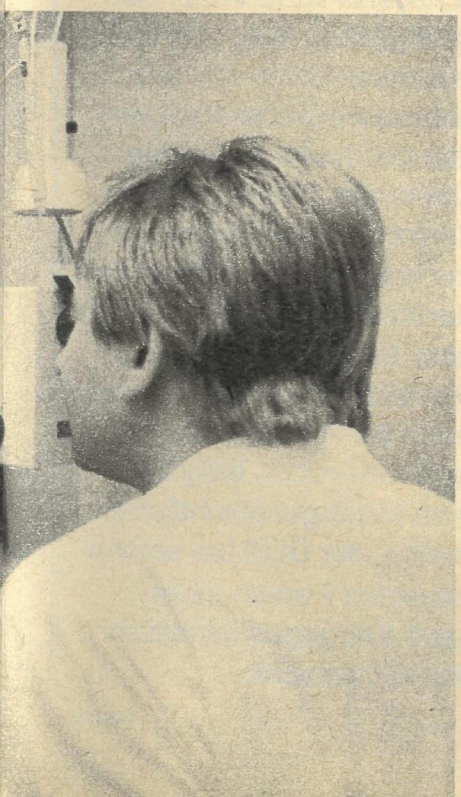












Die Klassifikation, das Anlegen von Krankengeschichten, war in Nikaragua bisher nicht üblich – schon deshalb, weil für die meisten Menschen ein Arztbesuch unerschwinglich, also nicht möglich war. So dürfte die bisher entstandene Kartei (Foto links Mitte) einmalig im Land sein.

Die besondere Liebe unserer Freundschaftsbrigade gilt den Kindern, denen also, die unter der Somoza-Herrschaft – und das ist noch keine acht Jahre her – völlig vernachlässigt wurden. Sie dürfen hier im Hospital (fast!) alles, wenn es der Therapie nicht widerspricht. Mit ihnen wird gespielt, für sie wird ein vollständiges spanisches Alphabet gemalt und bebildert, damit die Räume nicht so nüchtern wirken. Viele der kleinen Patienten halten hier das erste richtige Spielzeug ihres Lebens in der Hand – weshalb es die meisten auch unbedingt mit nach Hause nehmen wollen. Und dürfen. Wer wollte es diesen Kindern verwehren? So war hier im Krankenhaus die Freude groß, als bekannt wurde, daß die Mitwirkenden und Zuhörer des diesjährigen Festivals des politischen Liedes in Berlin das Geld für einen Kranken-Barkas, gefüllt mit Spielzeug, spendeten.

Da es hier Tradition ist, daß Eltern oder Verwandte beim Kranken bleiben, nutzen die DDR-Brigadisten und das nikaraguanische Personal die Gelegenheit, mit ihnen über gesundheitliche Probleme, über Hygiene, über gesunde Lebensweise und Kinderpflege zu sprechen. In Spanisch versteht sich, das alle Brigadisten mit Mühe, Lust und Wörterbuch erlernen. Vor allem aber wollen sie die Patienten besser verstehen und ihnen damit besser helfen können, wobei das direkte persönliche Gespräch zwischen Arzt und Patient eine durch nichts zu ersetzende Rolle spielt.

Übrigens ist das auch erst im „Nicaragua libre“ üblich, daß der Arzt selbst mit dem Patienten spricht, ihn befragt, ihn auch bei scheinbar kleinen Beschwerden untersucht. Hier beginnt Vertrauen zu wachsen, nicht nur in den Arzt…

Hans-Jürgen Horn
(Text und Fotos)

Hermann Gondermann:

Gnadengesuch abgelehnt

Am 22. Juni 1944, also genau auf den Tag drei Jahre nach dem faschistischen Überfall auf die UdSSR, trat in Allenstein (Olsztyn) das Feldgericht der 461. Infanterie-Division zusammen. Angeklagt war der Grenadier Hermann Gondermann. Das Gericht verurteilte ihn wegen Fahnenflucht zum Tode. Wer war Hermann Gondermann und wie kam er vor dieses Gericht?
In einer mehrteiligen Folge schildert FREIE WELT den gefährlichen Weg von Wehrmachtssoldaten, die aus unterschiedlichen Motiven den faschistischen Krieg ablehnten. Ihn beschritten Vertreter des Bürgertums, der Intelligenz, Christen beider Konfessionen, vor allem aber Arbeiter. Beispiele ihres Widerstands, der bisher noch wenig untersucht ist, fand Oberst Dr. Willy Wolff vom Militärgeschichtlichen Institut der DDR bei seinen neuesten Forschungen nach Kriegsgerichtsakten der Wehrmacht.

Als Verteidiger Hermann Gondermanns wurde dem Angeklagten Rechtsanwalt Dr. Schmidt aus Allenstein zur Verfügung gestellt. Dieser Mann, der nichts zur Verteidigung des Beschuldigten unternahm, stellte wenige Tage nach dem Prozeß an das Gericht den Antrag auf erhöhte Gebühren, „weil es sich um eine mit dem Tode bedrohte Straftat und somit eine zweifellos schwierige Angelegenheit handelt". Das Gericht stimmte dann auch zu.
Nach Verlesen der Anklageschrift und der erfolgten Beweisaufnahme beantragte der Vertreter der Anklage für Gondermann zwölf Jahre Zuchthaus, den Verlust der Wehrwürdigkeit und den Verlust der bürgerlichen Ehrenrechte für die Dauer von acht Jahren. Das Gericht aber verkündete nach einer Beratung: „Der Angeklagte wird wegen Fahnenflucht zum **Tode**, zur Wehrunwürdigkeit und zum Verlust der bürgerlichen Ehrenrechte auf Lebenszeit verurteilt." In der Urteilsbegründung heißt es: „Für den Angeklagten, der schon wegen Vorbereitung des Hochverrats... vorbestraft ist, konnte als alleinige Sühne nur die Todesstrafe zur Anwendung kommen."

Illegal zurück nach Hamburg

Bereits in der Weimarer Republik war Gondermann wegen seiner Mitgliedschaft in der verbotenen Roten Jungfront, der Jugendorganisation des Roten Frontkämpferbundes, mit Gefängnis bestraft worden. 1933 hatten ihn die Nazis in ein Konzentrationslager geworfen, weil er während einer Radtour kommunistische Lieder gesungen hatte. 1936 war er zu 15 Monaten Gefängnis verurteilt worden, weil er als Funktionär einer Straßenzelle des Kommunistischen Jugendverbandes aktiven antifaschistischen Widerstandskampf geleistet hatte. Am 3. November 1942 erhielt er trotz der Vorstrafen die Einberufung in die Wehrmacht.
Nach erfolgter Grundausbildung wurde er 1943 zur Fronttruppe versetzt, die an der deutsch-sowjetischen Front kämpfte. Sein Regiment, das sich zwischen Shitomir und Korosten im Einsatz befand, wurde während der Weihnachtsfeiertage und danach in schwere Kämpfe verwickelt. Es mußte sich zurückziehen, wurde wiederholt eingeschlossen und in Teile zersplittert. Gondermann schlug sich mit weiteren sechs Kameraden seines Truppenteils nach Sdolbunow durch. Dort meldeten sie sich auf der Frontleitstelle und bekamen den Befehl, nach Schepetowka zurückzukehren, wo sich die Reste ihres Regiments befanden. Inzwischen hatte Gondermann erfahren, daß seine Familie in Hamburg total bombengeschädigt und in eine Notunterkunft untergebracht worden war. Er beschloß, sich eigenmächtig von der Truppe zu entfernen, nach Hamburg zu fahren und sich um Frau und Kinder zu kümmern. Zu seinem Entschluß hatte auch die Tatsache beigetragen, daß seine Frau erneut schwanger war.
Mit Güterzügen fuhr er über Lwow-Poznan und Berlin nach Hamburg, wo er um den 20. Januar 1944 eintraf. In Hamburg lebten auch seine Eltern und eine seiner Schwestern. Von ihnen erfuhr er, wo seine Frau untergebracht worden war.
Am 22. Februar wurde seine Familie nach Neuenbrook bei Itzehoe (Schleswig-Holstein) evakuiert und erhielt dort beim Bauern Voß zwei Zimmer. Gegen Ende des Monats besuchte sie Gondermann hier, der damals noch seine Wehrmachtuniform trug, und machte sich dabei auch mit den Eheleuten Voß bekannt. In der Folgezeit kam er stets zum Wochenende. Ansonsten hielt er sich in Hamburg verborgen, wo es leichter war, unterzutauchen. Er trug Zivil. Seine Uniform hatte er bei seinen Eltern gelassen. Die Strecke von Hamburg bis Neuenbrook legte er mit dem Fahrrad zurück und traf bei seiner Familie erst ein, nachdem der Abend hereingebrochen war.
Am 2. Mai erfuhr er von seinen Eltern, daß eine Wehrmachtstreife in deren Wohnung gewesen sei, die nach ihm gefahndet hätte. Am 9. Mai hielt sich Gondermann wieder in Neuenbrook auf. An diesem Tage erhielten der Oberfeldwebel Conrads und der Unteroffizier Wahn von der Fahndungsstreife 3/X in Itzehoe den Befehl, nach Neuenbrook zu fahren und dort Gondermann festzunehmen, der sich auf Grund einer anonymen Anzeige dort bei seiner Frau aufhalten solle. Vom Bürgermeister in Neuenbrook erfuhren die Angehörigen der Streifenabteilung die Wohnungsadresse der Frau Gondermann. Sie suchten das Ehepaar Voß auf und machten es mit dem Sachverhalt vertraut. Danach befragten sie Frau Elli Gondermann. Sie gab an, daß sie ihren Mann seit seinem letzten Urlaub im November 1943 nicht wieder gesehen habe. In der letzten Zeit seien auch ihre Feldpostbriefe mit dem Vermerk zurückgekommen: „Neue Anschrift abwarten." Sie wisse also nicht, wo sich ihr Mann befinde. Auf die Frage, wer der Mann sei, der sie hier wiederholt besuche, erklärte sie, daß es sich um einen Verwandten von ihr handele. Als die Männer der Fahndungsstreife das Wohnzimmer durchsuchten, wurde ihnen von Frau Voß mitgeteilt, daß Gondermann eben aus dem Schlafzimmerfenster gesprungen sei. Der Oberfeldwebel und der Unteroffizier nahmen sofort die Verfolgung auf und verhafteten ihn. Gondermann wurde in die Arrestanstalt der Waldersee-Kaserne in Itzehoe eingeliefert und am 12. Mai von zwei Unteroffizieren in die Arrestanstalt Praschnitz überführt.
Am 26. Juni reichte Gondermann ein Gnadengesuch ein, in dem er seine Fahnenflucht damit begründete, daß seine Frau hochschwanger und total bombengeschädigt sei. Er bat um die Umwandlung der Todes- in eine Zuchthausstrafe mit Frontbewährung. Doch bereits am 24. Juni hatte der Gerichtsherr, Generalleutnant Schede, das Todesurteil bestätigt, und am 7. August verfügte der Befehlshaber des Ersatzheeres und Chef der Heeresrüstung, Reichsführer der SS, Heinrich Himmler: „Ich bestätige das Urteil. Das Urteil ist zu vollstrekken. Auf Grund der mir erteilten Ermächtigung lehne ich einen Gnadenerweis ab."

„Ich habe mir die Freiheit wieder genommen"

Da Gondermann wußte, daß ihm als Kommunisten und Antifaschisten von den Nazis keine Gnade gewährt werde, setzte er alles auf eine Karte. Am 30. Juni um 18.30 Uhr gelang es ihm, aus der Wehrmachthaftanstalt zu entweichen. Nun begann eine intensive Fahndung, in die zahlreiche Wehrmacht-, Polizei-, Gestapo- und Zivildienststellen einbezogen waren. Auch Heinrich Himmler wurde von der Flucht benachrichtigt. Über die Angehörigen von Gondermann wurde eine Postbeschlagnahme-Verfügung verhängt. Seine Eltern und seine Frau wurden erneut vernommen. Dennoch erhielt die eine Schwester Gondermanns, die in Horst (Holstein) lebte, am 7. Juli einen Brief, der den Absender Ernst Richter, Zichenau (Ostpreußen) trug. Dieser Brief hatte folgenden Wortlaut:

Liebe Eltern, liebe kleine Sonja!
Ihr habt lange nichts mehr von mir gehört. Ich habe mir die Freiheit wieder genommen, nachdem ich am 22. 6. verurteilt wurde. Ich kann jetzt nicht mehr, als Euch ab und zu ein Lebenszeichen von mir zukommen zu lassen. Ihr könnt mir leider nicht schreiben, da ich dadurch gefährdet würde. Ich denke oft und viel an Euch und an meine Frau und Kinder. Ich habe immer noch die Hoffnung, Euch eines Tages gesund wiederzusehen. Hoffentlich braucht Elli die Kinder nicht wegzugeben. Wie das Urteil ausgefallen ist, könnt Ihr Euch wohl denken. Meine lieben Eltern, lebt wohl. Seid herzlich gegrüßt von

Eurem Sohn Hermann

Auch Du, kleine Sonja und Du kleine... (unleserlich) lebt wohl, und ich grüße und küsse Euch von ganzem Herzen

Euer Vater.

Liebe Mimi!
Grüße Deinen Fritz und Deine Kinder, und schicke, nein bringe diese Zeilen so schnell wie möglich den Eltern und meiner Frau.

Tausend Grüße Hermann."

Dieser Brief wurde später von der Polizei beschlagnahmt. Sofort angestellte Nachforschungen in Zichenau ergaben, daß es dort nur einen Ernst Richter gab. Der aber war Kriminalbeamter und schied als Deckadresse aus.

Auch Frau Elli Gondermann wurde vor Gericht gestellt und wegen falscher Aussagen sowie wegen Begünstigung der Fahnenflucht ihres Mannes zu einem halben Jahr Gefängnis mit Bewährung bestraft. Dieses Urteil fiel sicher der Kinder wegen so milde aus. Um Frau Gondermann nach der neuerlichen Flucht ihres Mannes besser beobachten zu lassen, wurde ihr ein neues Quartier zugewiesen. Sie wohnte jetzt beim Gendarmerie-Wachtmeister Preisser in Silzen (Holstein).

Wie Gondermann aus der Haftanstalt entweichen konnte, geht aus seiner Kriegsgerichtsakte nicht hervor. Dort ist lediglich vermerkt, daß Feldwebel Lange von der Arrestanstalt in Praschnitz am 18. Juli 1944 wegen fahrlässiger Gefangenenbefreiung zu zwei Monaten Festungshaft verurteilt wurde. Wo Hermann Gondermann untergetaucht war und wie er weiter gegen Faschismus und Krieg kämpfte, erfahren wir aus dem Buch der polnischen Militärhistoriker Władyslaw Góra und Stanisław Okecki. „Für unsere und eure Freiheit", Berlin 1975. Darin berichtet die polnische Kommunistin Jadwiga Sabina Ludwińska, daß im Juli 1944 bei der Abteilung der Volksarmee, die im Gebiet von Ciechanów (Zichenau) kämpfte, der deutsche Soldat Hermann Gondermann eintraf. Er war völlig entnervt, heruntergekommen und gab an, Kommunist und aus einem Gefängnis entflohen zu sein, wo er auf seine Erschießung habe warten müssen.

Durfte man diesem deutschen Soldaten so einfach glauben? Wie konnte ein entflohener Häftling diese Abteilung der polnischen Volksarmee finden? Lohnte es sich, wegen eines deutschen Soldaten die gesamte Organisation in Gefahr zu bringen? All das waren Fragen, vor die sich die polnischen Partisanen in dieser Situation sahen und die sie beantworten mußten.

Die Entscheidung der Partisanen

Gondermann beherrschte die polnische Sprache nicht. Er verstand lediglich einige Worte Russisch. Vor den Partisanen berichtete er über das Konzentrationslager, in dem er gewesen war, über die Repressalien, unter denen seine Familie zu leiden habe, über Ernst Thälmann, vom Kampf des Roten Frontkämpferbundes und vieles andere. Sabine Ludwińska schreibt dann wörtlich: „Mich überzeugte schließlich die ganze Ausdrucksweise..., die polemischen Redewendungen aus der Zeit der Auseinandersetzung mit der Sozialdemokratie. Nein, so etwas konnte ein Nazi nicht einstudieren... Die ganze Persönlichkeit dieses Soldaten, sein Eifer, seine Schlichtheit, sprachen für seine Ehrlichkeit. Und als er ganz schlicht und einfach erklärte, er möchte sein wie durch ein Wunder gerettetes Leben dem Kampf weihen, so klang dies ganz natürlich."

„Ich erklärte unseren Leuten", so schreibt Jadwiga Sabina Ludwińska weiter, „den Weg zu unserer Abteilung haben diesem deutschen Soldaten einfache Dorfbewohner gewiesen, die gefühlsmäßig empfunden haben, daß er kein Feind ist, was eigentlich eine sehr wichtige Sache ist, und außerdem zeichnet sich doch ganz klar ab, daß er ein Hamburger Kommunist ist. Wir wollen es mit ihm versuchen, er soll in der Abteilung bleiben, allerdings ohne Waffe."

Hermann Gondermann wurde bei den polnischen Partisanen „Franz" genannt. Um ihn mehr in Sicherheit zu bringen, ihn weiter weg von Praschnitz zu haben, wo er aus der Haftanstalt ausgebrochen war, brachte man ihn zur Abteilung der Volksarmee „Söhne von Mazowsze", deren Operationsgebiet im Raum von Sierpc – Rypin lag. Gondermann aber bestand in dieser Abteilung hartnäckig darauf, mit der Waffe in der Hand gegen den Faschismus zu kämpfen, und erklärte: Entweder werde ich als gleichberechtigter Kämpfer der Volksarmee behandelt und erhalte eine Waffe, oder man soll mich erschießen. Die Partisanen entschieden, ihm eine Waffe zu geben.

Gondermann nahm an zahlreichen Kampfaktionen der Abteilung „Söhne von Mazowsze" teil. Bei all diesen Aktionen bewährte er sich in hervorragender Weise. Oft operierte er in der Uniform eines Wehrmachtoffiziers, die ihm die polnischen Partisanen beschafft hatten. Er kämpfte als Patriot und Internationalist für ein vom Faschismus befreites Polen und für ein antifaschistisch-demokratisches Deutschland. Der polnische Partisan Jan Ptasinski schreibt in dem genannten Buch über Hermann Gondermann, über dessen weiteren Lebensweg uns nichts bekannt ist: „Er war ein Symbol, das in der Okkupationszeit unseren Jungs aus dem Wald den Beweis gab, daß das deutsche Volk nicht nur aus Nazis besteht."

Lesen Sie im nächsten Heft:
Dr. Erhard Baebenroth:
Flucht nach England

Mit den Gründen und der richterlichen Unterschrift zu den Akten gebracht am 24. 6. 1944.

Gericht der Division
Zweigstelle Allenstein
St.L. III 269/44

Das Urteil ist bestätigt und vollstreckt am 7. 8. 1944

Feldurteil.

Im Namen des Deutschen Volkes!

In der Strafsache

gegen den Grenadier Hermann Gondermann, Stammkp./Gren.Ers.Btl.356 Praschnitz, geb.am 24.12.1911 in Hamburg,

wegen Fahnenflucht,

hat das am 22. Juni 1944 in Allenstein zusammengetretene Feldkriegsgericht der Division 461 - Zweigstelle Allenstein - an dem teilgenommen haben

als Richter:

Oberkriegsgerichtsrat Otterstein, Verhandlungsleiter

als Beisitzer:

Hauptmann Behrendt, Wehrkreislehrgang für gen.Offiziere Allenstein

Obergefreiter Hein, Marschkp.A/Pz.Jg.Ausb.Abt.1 Allenstein

als Vertreter der Anklage:

Kriegsgerichtsrat Schmidt,

als Urkundsbeamter der Geschäftsstelle:

Heeresjustizinspektor Polakowski,

für Recht erkannt:

Der Angeklagte wird wegen Fahnenflucht zum Tode, zur Wehrunwürdigkeit und zum Verlust der bürgerlichen Ehrenrechte auf Lebenszeit verurteilt.

Gründe:

Zu St.L. III Nr. 269/44 des Gerichts der Division Nr. 461, Zweigstelle Allenstein

56

Strafsache
gegen
den Grenadier Hermann Gondermann.

Ich bestätige das Urteil.
Das Urteil ist zu vollstrecken.
Auf Grund der mir erteilten Ermächtigung lehne ich einen Gnadenerweis ab.

Feldkommandostelle, den 7.August 1944

Der Befehlshaber des Ersatzheeres
und Chef der Heeresrüstung:

H. Himmler.

Reichsführer SS.

Kaiser Wilhelm beim Spazierritt Unter den Linden.
1918 flüchtet er aus Berlin vor der Revolution.

DIE AN

Eine Beitragsfolge
von Jürgen Jessel 8

Als die Nachricht des Jahrhunderts kommt, sitzt der Arbeiter Otto Richter in den „Königssälen", Alexanderstraße, mitten in Berlin. Eine Versammlung städtischer Arbeiter und Angestellter, selbstverständlich illegal. „Dort", erinnert sich Richter später, „hörten wir zum erstenmal vom Sieg der Oktoberrevolution. Minutenlang erdröhnte der Saal von dem Beifall und Jubel…"

Das erste Wort, das der revolutionäre Sowjetkongreß an Alle richtet, heißt Frieden. General Ludendorff, rechte Hand des Feldmarschalls Hindenburg, ausgestattet mit diktatorischen Vollmachten, untersagt die Veröffentlichung.

Rosa Luxemburg in ihrer schlesischen Gefängniszelle nennt die Revolution „eine weltgeschichtliche Tat, deren Spur in Äonen nicht untergehen wird."

Als die Nachricht des Jahrhunderts kommt, setzt sich Kaiser Wilhelm II. an seinen Schreibtisch und entwirft mit eigener Hand ein Wappen für das baltische Herzogtum Kurland, das er als private Beute aus dem erwarteten Zusammenbruch Rußlands beansprucht. Eine Provinz als Jagdrevier: Irgend jemand hat ihm erzählt, daß es in den kurländischen Wäldern von Auerochsen nur so wimmelt.

Der Spartakusbund zieht seinen bündigen Schluß aus der russischen Revolution: „Der allgemeine Friede läßt sich ohne Umsturz der herrschenden Macht in Deutschland nicht erreichen."

Der vierte Kriegswinter steht vor der Tür. Im dritten besaß jeder erwachsene Berliner jeden Tag Anspruch auf 270 Gramm Brot, 35 Gramm Fleisch (einschließlich der Knochen), 25 Gramm Zucker, 11 Gramm Butter. Wöchentlich 5 Pfund Kartoffeln, alle drei Wochen ein Ei. Was er wirklich bekam, stand auf einem anderen Blatt. Was er nicht bekam, wußte er genau: Reis, Makkaroni, Haferflocken, Milch, Kaffee, Tee, Schmalz und manches mehr. Natürlich gab es das alles und Gänsebraten und manches mehr: in den feinen Restaurants für die feinen Leute. Wer die Schwarzmarktpreise nicht bezahlen konnte, aß Steckrüben. Dreimal am Tag: Steckrübensuppe, Steckrübenauflauf, Steckrübenpudding, Steckrübenfrikadellen, Steckrübenkotelett, Steckrübensalat, gefüllte Steckrüben (wahrscheinlich mit Steckrüben), Steckrübenmus, Steckrübenmarmelade, Steckrübenkuchen. Die Steckrübe als Universal-Ersatz: an Steckrüben verdienten die Gutsbesitzer mehr als an Kartoffeln.

„In den Massen", schrieb Prinz Max von Baden, des Kaisers letzter Kanzler, später zurückschauend, „arbeitete die russische Ansteckung." Und wie in Rußland ging es schon nicht mehr nur um Steckrüben.

Keine drei Monate nach der Oktoberrevolution bricht der erste Sturm los. Spartakus hat ein Flugblatt in die Fabriken geworfen:

Der Krieg hat auf Deutschland zurückgeschlagen. Die Berliner Bevölkerung hungert und steht Schlange vor leeren Geschäften.

NSTECKUNG

Montag, den 28. Januar, beginnt der Massenstreik! Nieder mit dem Krieg! Nieder mit der Regierung! An diesem Montag streiken in Berlin 400 000 Arbeiter, am Tag darauf eine halbe Million. Im ganzen Land über eine Million. Der größte Streik, der Europa, außerhalb Rußlands, während des Krieges erschütterte.

Die Arbeiterin Elsbeth Schmidt war dabei: „Die Menschenmassen strömten von allen Seiten. Es war ein wundervolles Gefühl, daß man nicht allein war. Ich zitterte am ganzen Körper, weil das etwas war, was ich noch nie erlebt hatte ... Da tauchte berittene Polizei auf und hieb mit flachen Säbeln auf uns ein. Wir waren alle sehr aufgeregt und schrien: ‚Nieder mit dem Krieg! Hunger! Hunger!'"

Was wollen die Streikenden? Ein größeres Stück Brot. Und mehr, viel mehr: Frieden, Aufhebung des Belagerungszustands, Freilassung der politischen Gefangenen.

Vor dem Verwaltungsgebäude des Siemens-Konzerns spricht der Arbeiter Bruno Peters zu zehntausend Kollegen. „Die Arbeiter brachten ein Hoch auf die Sowjetregierung aus", berichtet er darüber später, „und zogen im gewaltigen Demonstrationszug den Nonnendamm entlang. Sie schützten mich vor dem Zugriff der inzwischen eingetroffenen Polizei ... Die Polizei suchte noch lange nach dem angeblichen Russen, der dort gesprochen hatte."

Fotos: Archiv

Am Abend des 31. Januar läßt der Oberbefehlshaber in den Marken, Generaloberst von Kessel, auf dem Platz vor dem Schloß unter Trommelwirbel den verschärften Belagerungszustand und die Einsetzung außerordentlicher Kriegsgerichte verkünden. Er werde, droht Kessel, „jeden Versuch, die Ruhe und Ordnung zu stören, mit allen mir zu Gebote stehenden Mitteln unterdrükken". Die Obrigkeit hat begriffen, es geht um Sein oder Nichtsein. „Der Streik", schreibt eine Wiener Zeitung, „atmet den Einfluß der russischen Bolschewiki." Bayerns Ministerpräsident von Dandl gesteht, er habe das Gefühl, auf einem Vulkan zu sitzen. Die Reichsregierung schickt Telegramme an ihre Informanten im Osten: „Bitte täglich Greuelnachrichten ... hierher telegraphieren, damit wir Material haben, um unsere Presse mit abschreckenden Bildern aus Rußland zu füllen. Zweck, Gegenwirkung in öffentlicher Meinung gegen den gegenwärtig hier herrschenden Streik." Außerdem läßt die Regierung scharf schießen. „Bei dem Gebrauch der Waffe" erläutert der Generaloberst von Kesel, „läßt sich ein Unterschied zwischen Ruhestörern und Unbeteiligten nicht machen."

„Bisher", berichtet ein Augenzeuge, „wurde mit dem Säbel gehauen. Jetzt wurde geschossen ... Am heißesten ging es in Moabit am Kleinen Tiergarten zu. Die Arbeiter hielten die Straßenbahnen an und warfen die Kurbeln in den Landwehrkanal; zwanzig bis dreißig Mann hoben und drückten seitlich gegen die Waggons und warfen große kombinierte Straßenbahnzüge um. Möbeltransporteure stürzten neun bis zehn Meter lange Möbelwagen quer über die Straße und sperrten jeden Verkehr. Kolonnen berittener Feldgendarmerie mit gelben Brustschildern schossen Salve für Salve gegen die dichtgeballten Demonstrationszüge ..."

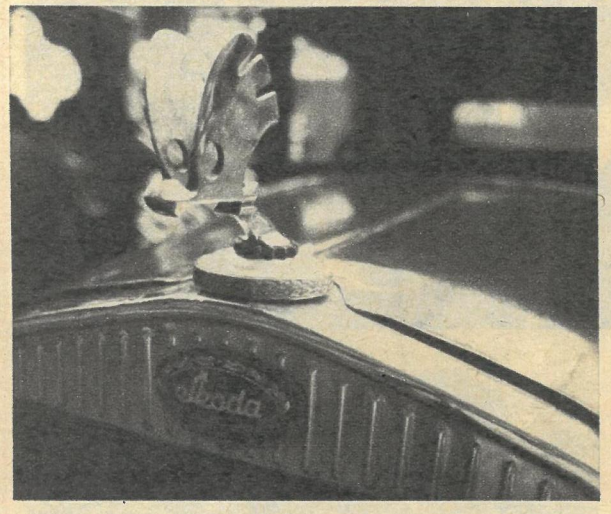
Drei Monate nach dem Sturm auf das Petrograder Winterpalais: Massenstreik in Berlin.

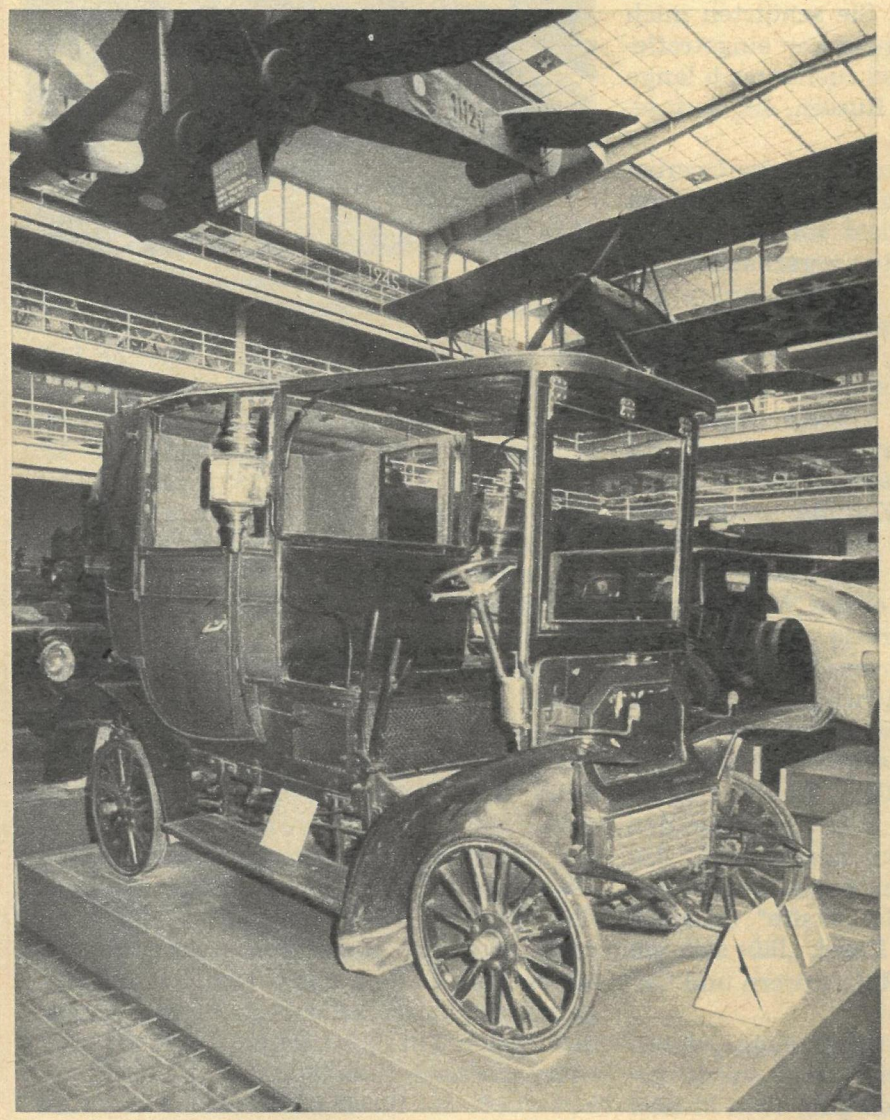
Tote und Verwundete auf dem Pflaster. Der kritische Punkt ist erreicht. Zu jeder Stunde kann der Streik in den Bürgerkrieg umschlagen – wenn die Leitung weiß, was sie will. In der Streikleitung, Aktionsausschuß genannt, sitzen Leute, die sehr genau wissen, was sie wollen – den Steik abwürgen. Sie heißen Ebert, Scheidemann und Braun, prominente Sozialdemokraten von der rechten Sorte.

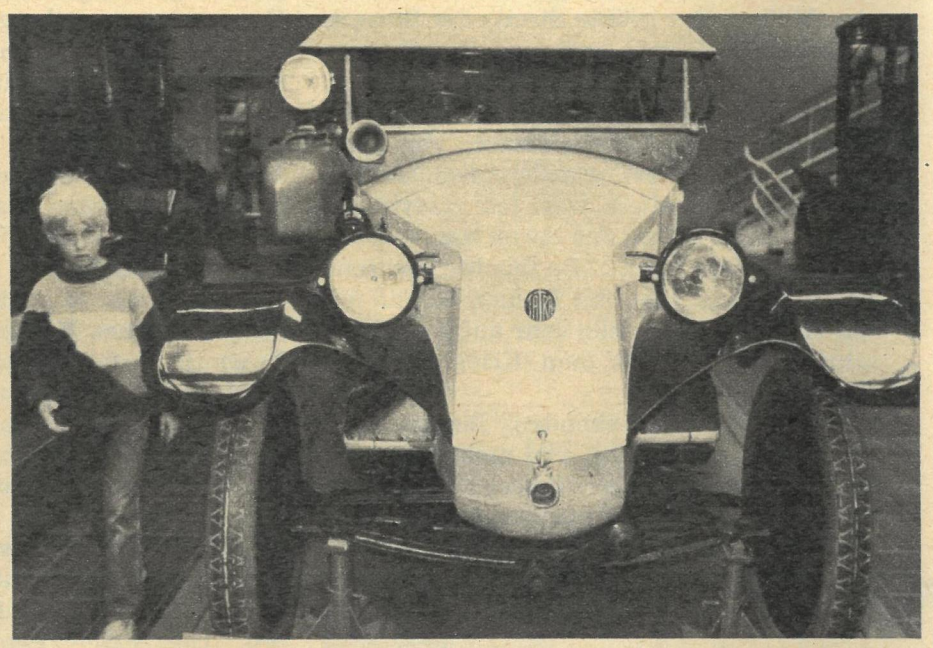
Wenige Jahre später kam die Wahrheit ans Licht. Im sogenannten Dolchstoßprozeß sagte Scheidemann aus: „Wenn wir nicht in das Streikkomitee hineingegangen wären, dann würde wahrscheinlich das Gericht heute nicht tagen können, und dann wäre der Krieg und alles andere meiner festen Überzeugung nach schon im Januar erledigt gewesen. Die Arbeiter hätten sich nicht, ohne sich zu wehren, niederschießen lassen. Es wäre ein tolles Tohuwabohu eingetreten. Andererseits bestand die Gefahr des totalen Zusammenbruchs und des Eintritts russischer Zustände. Durch unser Wirken wurde der Streik bald beendet und alles in geregelte Bahnen gelenkt."

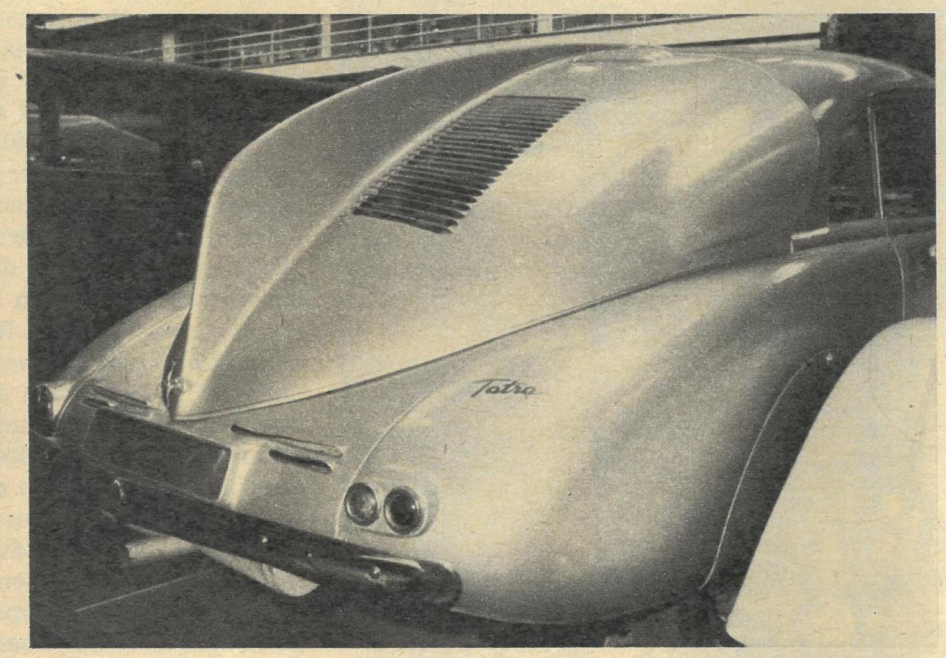
Tatsächlich treten keine „russischen Zustände" ein, die Leitung bläst den Streik ab, das Leben verläuft wieder in „geregelten Bahnen": der Krieg geht weiter, die Arbeiter hungern, vor den Kriegsgerichten hagelt es Zuchthausurteile gegen „Rädelsführer" des Streiks, 50 000 Berliner Arbeiter werden eingezogen und an die Front geschickt. Die Ruhe ist wiederhergestellt. Die Ruhe vor dem nächsten Sturm.

ŠKODA – schon 1924 ein Flaggschiff des ČSSR-Automobilbaus (unten). Altes ist im, Neues auf dem Parkplatz vor dem Technischen Museum in Prag zu sehen.









Als die Karosserien noch Kaleschen glichen (Bild oben). Der TATRA von 1924 machte 75 „Sachen" (Bild Mitte). Vielleicht die schönste Stromlinie, die es je gab – Heck des TATRA von 1947 (rechts).

Schnauferl und Stromlinie

Bekenntnisse eines Liebhabers

Ich richte mich doch nicht einfach nach dem Hörensagen. Wie mancher, der gedankenlos dahinredet, daß Auto mit „a" anfange und mit „o" aufhöre. Und den deucht, er gebe damit wer weiß was für eine Lebensweisheit kund. Da kann ich nicht mit. Sagten doch die alten Lateiner – aut… aut, wenn sie – ent-

weder... oder meinten. Erst mit dem und durch das „O“ kam die Entscheidung! Auch ich bin längst der Auto-Suggestion erlegen. Denn wer könnte sich ihr versperren. In meiner Bekanntschaft wuchsen Kinder heran, die unterschieden schon fehlerfrei Lada und Trabant, bevor sie Mama und Papa sagen konnten. Nennt man das auto-ritäre Erziehung?

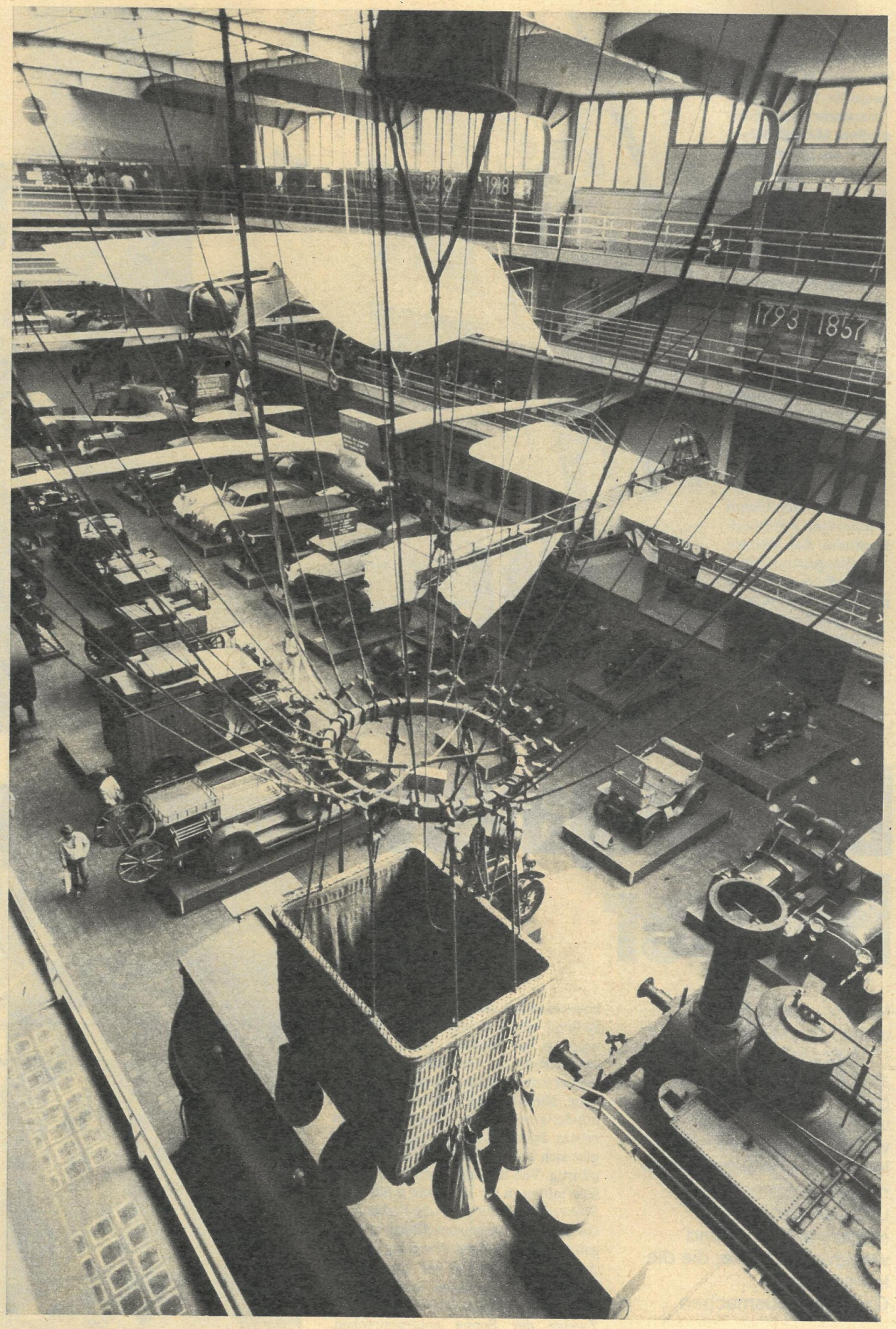
Das Auto. Ihm zu Ehren wurden rauschende Feste gegeben. Es brachte – rund um den Erdball – ganze Städte auf... die Beine, wenn Paraden alter Rüttelböcke und neuzeitlicher Kraftwagen angesagt waren. Auf Kongressen versuchten sich Experten verschiedenster Wissenschaften – vom Physiker bis zum Psychologen – in der Analyse dieses Phänomens. Jubiläumsbände erschienen, und die Presse gab dem Auto besonders viel Raum. Das war vergangenes Jahr, als „das Auto“ seinen Einhundertsten ansteuerte. Die Patentschrift Nr. 37 435, als Geburtsurkunde geltend, schützt seit dem 29. Januar 1886 das „Fahrzeug mit Gasmotorantrieb“ der Firma Benz & Co. Selbiges Schutzrecht stoppte glücklicherweise nicht den Triumph der vierrädrigen Selbstbeweger. Selbstbeweger? Weltbeweger!

Schon 1897 rollte eine „pferdelose Kalesche“, auf den Namen „Präsident“ getauft, zur Jungfernfahrt durch das Fabriktor der heutigen TATRA-Werke in Kopřivnice (ČSSR). Jenes „Schnauferl“ leistete 5 PS und lehnte sich konstruktiv an ein Benz-Modell an. Im Gefolge ist unter der Fabrikmarke TATRA so manches Eigenständige produziert worden. Weltberühmtes darunter. Eins meiner rollenden Kindheitsidole war der TATRAPLAN, die vielleicht schönste und erfolgreichste Stromlinien-Karosseriekonstruktion. Unter den 45 000 Exponaten im Technischen Nationalmuseum zu Prag ist dieser Wagen für mich immer noch die Nummer 1. Dort gibt es auch allerhand anderes zu bewundern – von Lokomotiven bis zu Mikrochips. Aber die Auto-Biographie unseres Nachbarlandes so gegenständlich vor Augen zu haben... Ich strebe, ja wallfahre auto-mobil von einem Schaustück zum anderen. Und es setzt allerhand auto-genes Training voraus, einer Versuchung zu widerstehen: Gar zu gern klemmte ich mich mal hinter's Lenkrad eines Motoristik-Veteranen. Um zu versuchen, ob der Anlasser... Nein und nochmals nein! Diese Kultstätte schließt solches Begehren auto-matisch aus. Obwohl es zum Ehrenkodex der Pfleger und Sammler solch technischer Zeitzeugnisse gehört, sie funktionstüchtig zu erhalten.

In altes Gemäuer habe auch ich schon meinen Namenszug geritzt. Doch wer es wagte, in herrlichen Auto-Lack sein Auto-gramm zu kratzen, dem gehört ordentlich was auf die Finger! Da befürworte ich uneingeschränkte Auto-rität! Schließlich bleibt dem Auto-Narren die Auto-typie, das gedruckte Abbild der Benzin-Kutschen, zur autodidaktischen Weiterbildung.

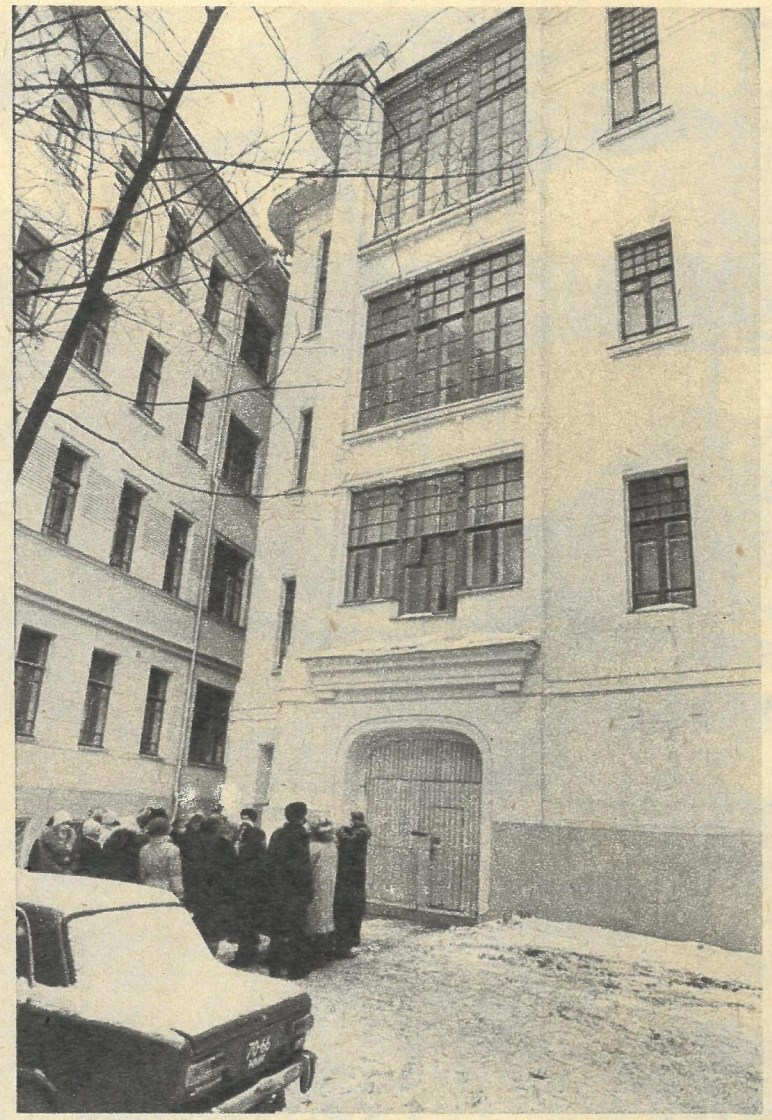
Erfreuen also auch Sie, liebe Leser, sich an den Fotos auf dieser Seite. Lassen Sie sich zu einem Besuch in der Prager Kostelnístr. 42 anregen. Und seien Sie dann nicht so autonom oder gar auto-kratisch, führerscheinlose Ehepartner und Kinder von diesem Abenteuer auszuschließen. Alle werden ihren Spaß haben. Das versichert der Auto-r.

Klaus Hurrelmann (Text)
Peter Meißner (Fotos)



45 000 Exponate zeigt das Technische Museum Prag. Werkzeuge, Uhren, Telefone und Radios, und natürlich alle möglichen Apparate, mit denen der Mensch Land, Wasser und Luft eroberte.

Wie ein Magnet zieht das Haus in der Sadowaja Nr. 10 Leser und Verehrer des Schriftstellers Michail Bulgakow an. Links, in der obersten Etage, hauste der Teufel mit seinem Gefolge. Und im dunklen Treppenhaus verfolgte Pest-Annuschka die unheimlichsten Begebenheiten um die Wohnung Nr. 50, sah sie merkwürdige Gestalten durch die hohen Fenster fliegen, wurde sie durch den Würgegriff eines hinkenden Ausländers um ihren Fund gebracht – ein kostbar gearbeitetes Hufeisen. Hier sollte Voland nach einem schaurigen Vollmondspektakel den Meister und Margarita zusammenführen, die ihre prächtige Villa (unten) gegen das entbehrungsreiche Leben an der Seite des Meisters im Kellerparterre eines schlichten Moskauer Blockhauses eintauschte.



Die Bulgakow-Häuser

Moskau-Metropole voller Unrast und Elan. Eine Stadt, die sich täglich verjüngt und guten Traditionen verpflichtet fühlt. Wir wollen verweilen und in loser Folge Schauplätze mit Geschichte und Geschichten vorstellen, bekannte und weniger bekannte, die die Intimität einer Großstadt ausmachen.

Folgen Sie mir auf einen kleinen Spaziergang entlang einiger Häuser, die Michail Bulgakow mitnahm in sein Meisterwerk „Der Meister und Margarita". Im Jahr 1922 war er aus Kiew nach Moskau aufgebrochen, um hier, inmitten des nachrevolutionären Gärungsprozesses seinen komplizierten Weg als Schriftsteller im Widerstreit der Epochen zu gehen. Seine erste Redakteursstellung erhält er nebst einer Einweisung in das Zimmer einer Gemeinschaftswohnung. Das Haus am Gartenring erweist sich als eine recht gewöhnliche Mietskaserne, Anfang des Jahrhunderts von einem Tabakfabrikanten erbaut. Sein Zimmer auf dem Hinterhof gibt sich bescheiden, doch die Lage ist günstig. Von hier aus stürzt sich Bulgakow mitten in die lärmende schillernde Szenerie der NÖP-Zeit, alle Farben und Gerüche des brodelnden Alltags in Skizzen und Erzählungen einzufangen.

Auch heute gelangen wir durch einen tunnelartigen Torbogen auf den Hof, auf dem nur einige dürre Bäume ihre Zweige der Sonne entgegenrecken. Links hinten führen steile Treppen zur Wohnung Nr. 50 in der vierten Etage. Sie hat allerdings wahrlich nichts gemein mit dem Luxusquartier der Juwelierswitwe Fougeré aus dem Roman „Der Meister und Margarita", das sich doch eines sehr seltsamen Rufs erfreute. Hier also fanden all die phantastischen Begebenheiten statt, hauste die

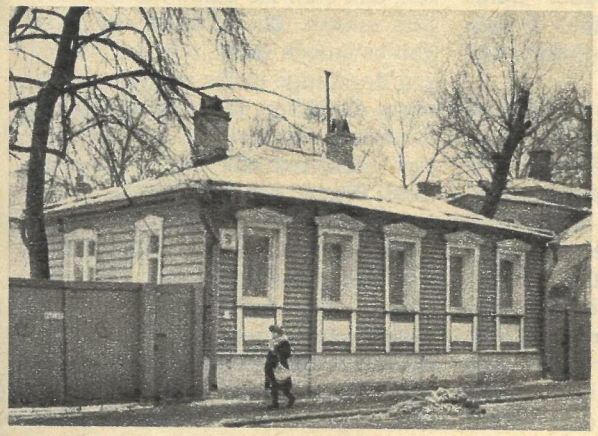
Teufelsgestalt Voland mit seinem exzentrischen Gefolge? In diesen schlichten Räumen fand der Frühlingsvollmondball des Satans statt, verwandelte sich Margarita Nikolajewna in die Ballkönigin Margot, nackt und in Blut gebadet einer grotesken morbiden Gesellschaft hofhaltend? Ein Hauch von Mystik weht eher noch durch das dämmrige Treppenhaus. Da sind auch die hohen Fenster, aus denen der Administrator Werenucha und die Magd Natascha mit ihrem Eber hinausfliegen, die Heizkörper im Parterre unter der Treppe, an denen ein „Monteur" in Erwartung verdächtiger Dinge hockt – und die Kammer mit Fensterchen, in der sich Berlioz' Onkel aus Kiew verbirgt...

In jener Wohnung hat sich seit einigen Jahren, ohne vorerst Schlimmes zu ahnen, ein ganz gewöhnliches Konstruktionsbüro niedergelassen. Überall Regale, vollgestopft mit Rollen technischer Zeichnungen, Aktenschränke, Schreibtische. Doch, als würde dieses Quartier seine dunkle Geschichte fortsetzen, läßt es den Konstrukteuren, die hier eigentlich ungestört ihrer Arbeit nachgehen sollten, keine Ruhe. Besucher über Besucher finden das Treppenhaus, klingeln Sturm, wollen in das Zimmer vordringen, um doch vielleicht wenigstens ein Katerhaar des Frechlings Behemoth zu finden. Längst wurde aus dem Aufgang ein eigenwilliges Museum, sind die Wände des Treppenhauses mit Zitaten aus dem Roman und Illustrationen bemalt – wie die anderen Häuser Bulgakows eine Sehenswürdigkeit Moskaus geworden.

Nur hundert Schritte entfernt von der Sadowaja Nr. 10, an der Metro-Station Majakowski-Platz, stand auch das Varieté, auf dessen Bühne sich Voland, Korowin und der Kater Behemoth produzierten. Aber gehen wir weiter auf Bulgakows Spuren durch die Malaja Bronnaja vorbei an den Patriarchenteichen, wo Voland und der Schriftsteller Iwan Besdomny erstmals zusammentreffen, die bizarre Geschichte ihren Lauf nimmt. Über das Nikitski-Tor gelangen wir zur Paliaschwili-Straße, zu dem Haus im neogotischen Stil, in dem Margarita nicht glücklich werden konnte. Schräg gegenüber wohnte tatsächlich Bulgakows spätere Frau Jelena Schilowskaja, die nur allzugern in das Haus mit den Türmchen und Butzenfenstern gezogen wäre. Bulgakow wollte es mit in seinen Roman nehmen, aber es paßte ein paar Kilometer weiter besser ins Konzept. So transportierte er das „Haus der Schriftsteller", einen wuchtigen achtgeschossigen Klotz aus der Lawruschenski-Gasse in die Wachtangow-Gasse am Arbat und nannte es „Haus der Dramlit". Das Gribojedow-Haus ist das „Haus Herzen", in dem heute das Gorki-Literaturinstitut beheimatet ist. Ein Restaurant gab es darin allerdings überhaupt nicht – das entlieh sich Bulgakow aus dem „Zentralen Haus der Journalisten" am Suworow-Boulevard. Weitere 20 Minuten Fußweg entfernt, in der stillen Mansurow-Gasse, wollen wir vorerst unseren Spaziergang beenden. Das Haus Nr. 9, ein einstöckiges Blockhaus mit geschnitzter Fensterverkleidung, gehörte damals dem Bühnenbildner Sergej Topleninow, einem guten Bekannten Bulgakows. Hier war er mit seiner Frau immer gern gesehener Gast, und so wurde dieses Häuschen zum „Ort der Zuflucht des Meisters und seiner Liebe". In diesem Moskauer Verwirrspiel ließ Bulgakow den Schriftsteller Iwan Hauslos nach seinem „Haus" suchen.

Lisa Klutschewskaja

Fotos: Volkmar Billeb, Archiv



Der Freundes- und Bekanntenkreis Bulgakows trifft sich gerne in dem kleinen gastlichen Blockhaus des Bühnenbildners Topleninow. Ein Foto aus den zwanziger Jahren mit Topleninow, Bulgakow, Ljamin und Bulgakows damaliger Frau Ljubow Beloserskaja (v. l. n. r.) blieb erhalten.

Ich sah im Kino:

Das Blaue vom Himmel

Der deutsche Filmtitel läßt an eine Lügenstory denken, dabei schwindelt in Eldar Schengelajas Geschichte eigentlich keiner „das Blaue vom Himmel runter". Alle sind ganz ehrliche Faulpelze, oder wie soll man sie nennen, die Mitarbeiter eines belletristischen Verlages, die nach dem Motto zu handeln scheinen, keiner macht, was er soll, jeder macht, was er will, aber alle machen mit.

Ein junger Dichter mit herrlicher georgischer Langnase, die im Laufe seines enttäuschenden Erlebens immer länger wird, hat eine Geschichte geschrieben, „Blaue Berge oder Tienschan". Keiner wird je erfahren, warum er sie so nannte und was er überhaupt erzählt, denn bis zum Ende des Films bleibt das Werk ungelesen. Nur der Haushandwerker greift statt zum Hammer immer mal in eins der Manuskripte auf den unübersichtlich beladenen Schreibtischen und wird gerügt, weil Lesen nicht zu seinen Tätigkeitsmerkmalen gehört.

Das Publikum im Berliner Haus der Sowjetischen Kultur und Wissenschaft, das während der Tage des georgischen Films unter anderem zwei Schengelaja-Filme sah – einen von Eldar (Foto r.), einen anderen von dessen Bruder Georgi (Foto l.) – lacht über die paradoxe Komödie. Zuweilen aber vergeht einem das Lachen angesichts des entnervenden Chaos in diesem Verlagshaus, das dem Filmautor Rewas Tscheischwili und seinem Regisseur als ein Modell für durchaus auch in anderen Lebensbereichen Anzutreffendes dient.

Es läßt an Dramen von Gelman denken, nur wird hier mit leichter Hand und dem unnachahmlichen georgischen Humor satirisch zugespitzt. Bürokratie, Gleichgültigkeit, Disziplinlosigkeit. Dabei sind alle Leute, die wir kennenlernen, irgendwie lieb und nett, keine Filmbösewichter, sondern Zeitgenossen, die eben zuerst mit ihren persönlichen Angelegenheiten beschäftigt sind. Sie haben die Vorzüge des Sozialismus für sich entdeckt und setzen sie durch ihr Verhalten außer Kraft. Erheitert, aber doch wohl nachdenklich gemacht, verläßt der Zuschauer am Ende den Film, der 1984 auf dem Unionsfestival in Kiew einen Hauptpreis erhielt. Er läuft jetzt in unseren Studio-Kinos. Die Brüder Schengelaja, jeder mit seiner eigenen unverwechselbaren Handschrift, stammen aus einer alten Künstlerfamilie, schon ihr Vater hat Filme gedreht, die Mutter war Schauspielerin. Sie setzen eine Tradition fort, die vor über 60 Jahren gegründet wurde. Vater Nikolai Schengelajas „Elisso" von 1928 gehört zu den unvergeßlichen Stummfilmen, mit denen sowjetische Regisseure leidenschaftlich Partei ergriffen für die Kämpfe der Volksmassen um revolutionäre Veränderungen in der Welt.

Georgi Schengelaja, unter anderem Regisseur des köstlichen Films „Sonderlinge", den wir unter dem Titel „Komische Käuze" kennenlernten, hat mit seinem letzten Film „Reise eines jungen Komponisten" ein Panoramabild Georgiens von 1907 gemalt, das man nicht so leicht vergessen wird. Mit blutigem Terror antwortet der Zarismus auf die Revolution von 1905, der naive junge Künstler Nikuscha aber, bewegend dargestellt von Lewan Abaschidse, macht sich mit einem Trichterphonographen auf den Weg, um Volkslieder zu sammeln. In seiner verträumten Ahnungslosigkeit beschwört er für alle, die er besucht, den Tod herauf, er selbst bleibt verschont.

Eine erschütternde Geschichte, die zum Nachdenken über die Rolle der Kunst und des Künstlers in den Kämpfen unserer Zeit herausfordert. Wer sich raushält, reißt unter Umständen andere rein. Die beiden Kinoabende, die ich erlebte, haben mir wieder einmal die eindringliche Besonderheit des Mediums Film ins Bewußtsein gerufen, das bei künstlerischer Meisterschaft wie kein anderes geeignet ist, Menschen aufzurütteln, ihre Sinne zu schärfen für die Poesie des Alltags, für Kleinheit und Größe geschichtlicher Prozesse, deren Teil sie sind und in denen sie Partei zu ergreifen haben, mit Lachen und Weinen, mit Gefühl und Verstand. Damit der Himmel blau bleibt.

Gisela Karau

An der

Gerhard Böttcher und Dietrich Simon stellten für den Verlag Volk und Welt auf nahezu tausend Seiten einen Jubiläumsalmanach zusammen, der einen Rückblick auf 40 Jahre verdienstvoller Editionsgeschichte bietet und gleichzeitig dem Freund internationaler Literatur ein Blätter- und Lesebuch in die Hand gibt, das sicher für längere Zeit seinen Platz auf dem Nachttisch findet. Wir wählten eine Geschichte des ungarischen Romanciers und Novellisten Tibor Déry (1894–1977) aus, dessen Werke seit 1952 bei Volk und Welt verlegt werden.

Der Junge blieb auf dem Kai stehen und musterte noch einmal den alten Mann, der auf einer der unteren Treppenstufen saß. Er beobachtete ihn schon seit einer halben Stunde: Mit gespreizten Beinen hockte er reglos auf den Steinen, das Gesicht dem glühenden Spiegel der Donau zugewandt. Sooft eine Wolke an dem makellosen, duftenden Maihimmel über ihn hinweghuschte, zog er etwas die Schultern zusammen, als fröre er. Vom Fluß stieg starker, frischer Wassergeruch auf, in den sich hin und wieder Teergeruch mengte.

Was hat der bloß, dachte der Junge. Er vergrub beide Hände in die Hosentaschen, stieg die Stufen hinunter und hockte sich neben den Alten.

„Was gibt's denn hier zu sehen?“ fragte er laut.

Der Alte antwortete nicht.

„Was gibt's denn hier zu sehen?“ wiederholte der Junge.

„Meine Wohnung“, erwiderte der Alte schließlich.

Der Junge lachte. „Wolln Sie in die Donau gehen?“

Der Alte antwortete wiederum nicht. Seine Hose war von violetter Farbe, der Rock grün mit traurigen bunten Flicken. Er hatte einen halblangen, grauen Bart, den er aber offenbar lange nicht mehr durchgeharkt hatte, denn ein Strohhalm blitzte darin. Er schien ein starker, gut gebauter alter Mann zu sein, es wäre schade um ihn gewesen. Der Junge beobachtete ihn verstohlen.

„Wo ist denn Ihre Wohnung?“ fragte er nach einer Weile und sah zu ihm auf.

Wortlos streckte der Alte den Arm aus und zeigte auf das andere Ufer, an dem genau gegenüber eine Hausruine der Budaer Sonne ihre Eingeweide zeigte.

„Prima!“ sagte der Junge anerkennend. „Hat sie auch ein Badezimmer?“

„Sie hatte eins, mein Junge.“

„Und wohnen Sie noch immer dort?“

„Ja, du alte Tratsche.“

Nachdenklich fingerte der Junge an seinen kleinen, sonnenverbrannten Zehen herum. „Stimmt es, daß es in Buda weniger Wanzen gibt?“ fragte er. „Nämlich... dann würde ich vielleicht zu Ihnen ziehen.“

„Wo haust du denn jetzt?“ knurrte der Alte und wandte dem Jungen das stopplige, alte Gesicht mit den kurzsichtig blinzelnden blauen Augen zu. Sie erkannten einander am Geruch: Beide waren allein und verlassen, wie aus dem Rudel ausgestoßene Wölfe.

„Im Augenblick auf einem Holzplatz in der Bulcsustraße. Aber jeden Morgen um sechs muß ich verschwinden, sobald der Wächter die Kontrolluhr abgibt... Wir könnten uns doch zusammentun“, fügte er nachdenklich hinzu.

Der Alte musterte den Jungen eine Zeitlang schweigend, dann begann sein Bauch plötzlich zu wackeln, aus dem halboffenen Mund, zwischen den gelblichen Zähnen hindurch, kam ein rasselnder Laut. Der Bauch wackelte so begeistert, daß sein Eigentümer sich nach einer Weile die Augen trocknen mußte.

„Weinen Sie, oder lachen Sie?“ fragte der Junge gekränkt. „Ich kann ja auch gehen.“

„Zeig doch mal deine Mütze“, sagte der Alte und riß ihm die tomatenfarbene Baskenmütze vom Kopf. „Sind da auch keine Flöhe drin?“

„Nehmen Sie doch ein Fernrohr, damit guckt sich's besser“, riet der Junge.

Eine Wolke strich über sie hinweg, und wieder zog der Alte frierend die Schultern zusammen. Beide schwiegen. Ein Motorboot fuhr an ihnen vorbei und schickte kleine Wellen zum Ufer. Seufzend starrte der Junge dem Boot nach.

„Da würdest du gern drinsitzen, was?“ meinte der Alte. „Übrigens, überleg mal, wie wir uns zusammentun könnten.“

Der Junge krauste die Stirn. „Sie könnten einen Blinden abgeben, und ich führe Sie. Wir brauchten uns bloß einen weißen Stock und eine dunkle Brille zu beschaffen.“

„Wie alt bist du?“

„Das spielt keine Rolle“, sagte der Junge. „Vierzehn, aber wenn ich will, sehe ich aus wie zehn.“ Plötzlich geriet er in Begeisterung. „Sie sind auch noch nicht so alt“, erklärte er, während er mit zugekniffenen Augen langsam den Blick über das sorgenzerfurchte, dicke Gesicht seines Nachbarn wandern ließ. „Wenn Sie sich den Bart abnehmen, könnten Sie auch als Kriegsbeschädigter gehen oder als russischer Gefangener. Dann müßte man bloß eine Jacke organisieren.“

„Und woher?“ fragte der Alte; sein Bauch begann wieder zu wackeln.

„Das lassen Sie nur meine Sorge sein!“ rief der Junge aus, und sein schmales Gesichtchen rötete sich vor Eifer. „Wir könnten in Höfen singen oder in der Straßenbahn um eine milde Gabe bitten, ja sogar in der Eisenbahn könnte man arbeiten. Von Érd bis Aszó und zurück, wie die Zigeuner. Oder man müßte sich einen Hund besorgen, einen ganz winzigen, mit so einem Viech kann man die Frauen ködern.“

„Willst du etwa heiraten?“ fragte der Alte.

„Das hat noch Zeit“, antwortete der Junge nachdenklich und kratzte sich langsam und männlich am Kopf. Der Alte mußte sich die Augen wischen, als wäre ihm ein Staubkorn hineingeflogen.

„Du bist ein großer Gauner“, sagte er leise, während er schwerfällig aufstand und sich mit einer Strippe die Hose festband. „Du wirst noch am Galgen enden!“ Er drehte sich um, stieg die Treppe hinauf und trottete langsam der neuen Brücke zu. Erst da sah der Junge, daß er hinkte. Eine Weile überlegte er, ob er ihm folgen solle, aber dann spuckte er nur verächtlich in die Donau und begann zu pfeifen wie eine gereizte Amsel.

Am nächsten Morgen stiefelte der Alte bereits in aller Frühe zum Fluß. Aber erst nach zwölf Uhr – er hatte schon fast die Hoffnung aufgegeben – entdeckte er endlich die kleine tomatenfarbene Baskenmütze. Wie eine süße Unverschämtheit sprühte sie bereits von weitem eine solche Lebenslust aus, daß sich dem Alten für einen Augenblick das Herz zusammenkrampfte. Die Hände in den Hosentaschen, blieb der Junge auf dem Kai über ihm stehen.

„Wo, sagten Sie, werde ich enden?“ fragte er spöttisch. „Am Galgen?“

„Hast du die Brille mitgebracht?“ knurrte der Alte.

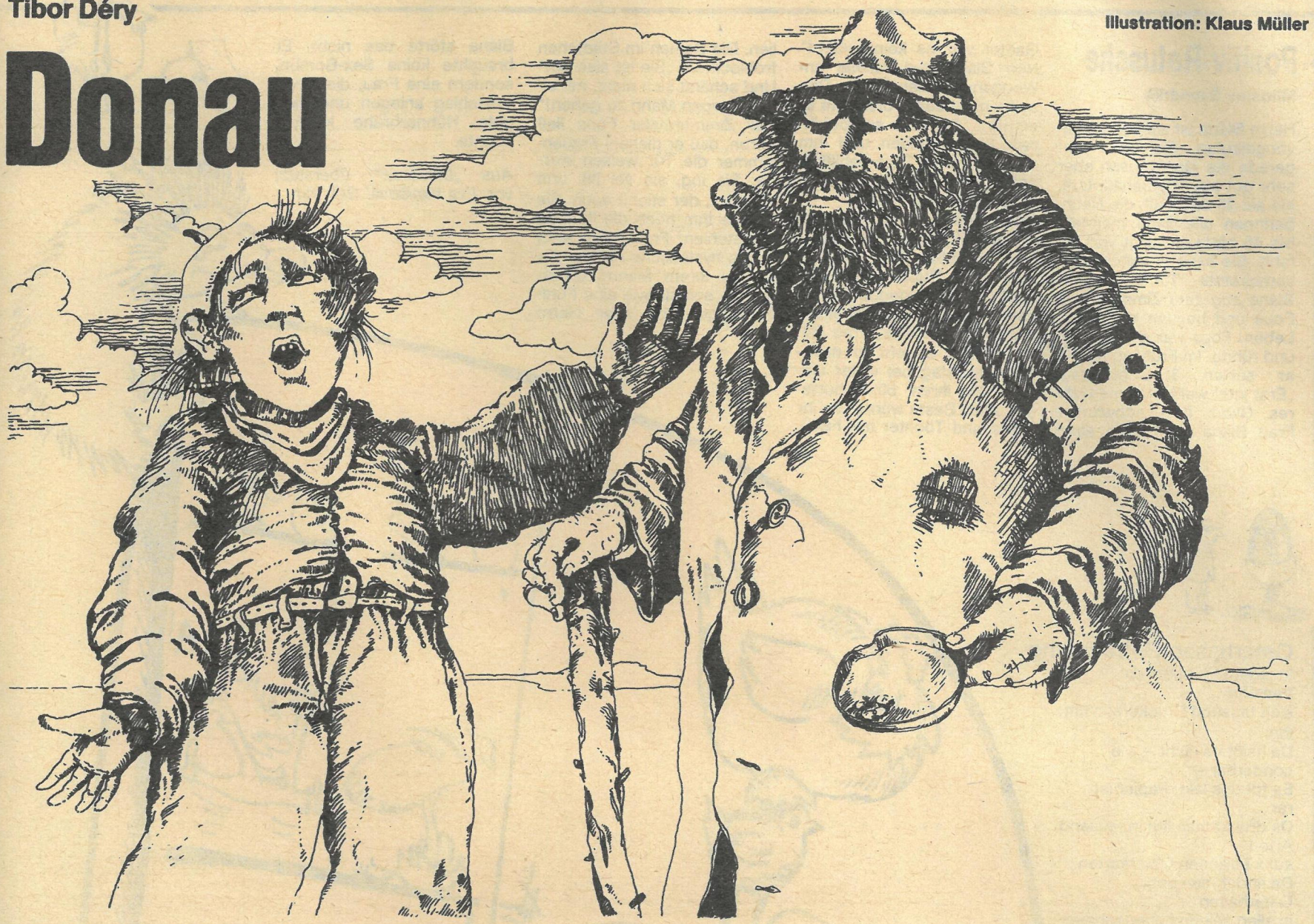
Am Nachmittag begannen sie bereits zu arbeiten, zunächst ohne Ausrüstung. Doch schon am Tag darauf war sie da. Der Junge hatte einen weißgefleckten, betagten kleinen Hund beschafft und der Alte einen dicken Knotenstock, mit dessen Hilfe er auffälliger hinken konnte. Der Hund nahm sich recht gut aus, wenn er auf den Hinterbeinen saß, tückisch wurde er nur, wenn ein Polizist oder ein Briefträger vorbeiging; dann begann er mit gesträubtem Fell so wütend zu kläffen, daß sich die halbe Straße nach ihm umsah. Ein größeres Unglück gab es jedoch nicht, und am Abend zog der Junge in die zerstörte Wohnung des Alten, in einen engen Ladenraum, der am Hof lag und von dem nicht nur die Tür, sondern an einer Wand sogar die Regale erhalten geblieben waren. „Klasse!“ sagte der Junge und lüftete zum Zeichen seiner Anerkennung die Mütze. „Morgen besorge ich einen Besen und kehre aus. Was kostet denn hier die Pension?“

Von dem Verdienst konnten sie sich sogar ein Abendbrot leisten: eine lange, rot glänzende Wurst. Sie kochten sie in einem ehemaligen deutschen Soldatenhelm auf einem Feuer, das sie zwischen zwei Ziegelsteinen entfachten. Außerdem steckte der Alte die neu erworbene Kerze an. Die gelblich erleuchtete Ecke mit der im Wasser summenden und zappelnden Wurst und der blinzelnden roten Glut darunter erwärmte die Herzen der beiden so sehr, daß der Junge während des Kauens zu pfeifen begann, der Alte zweimal in Tränen ausbrach und der weißgefleckte Hund mehrfach die Ohren anlegte und die Decke anbellte. Der Junge und der Alte saßen auf dem Fußboden, unter sich einen Sack, der Hund

Tibor Déry

Donau

Illustration: Klaus Müller



hockte ihnen gegenüber auf einer Strohmatte. Durch die leeren Fensterrahmen wehte eine Brise hin und wieder süßen Akazienduft aus Buda herein.

„Stimmt es, daß Sie auch früher hier gewohnt haben?“ fragte der Junge.

Der Alte wies mit dem Zeigefinger zur Decke. „Im vierten Stock, mit meiner Frau und meinem Sohn.“

„Interessant“, meinte der Junge. „Und was waren Sie früher?“

„Das ist lange her“, knurrte der Alte.

„Trotzdem!“

„Gymnasiallehrer“, gestand er.

„Mein Alter war Webermeister in der Textilfabrik in Kispest“, erklärte der Junge; sein Gesicht hatte sich plötzlich verdunkelt. „Heute ging das Geschäft noch nicht so berühmt“, sagte er zerstreut. „Aber keine Angst, nach der Ernte haben die Leute mehr Geld. Hauptsache, man schnappt uns nicht, denn dann buchten sie uns ein oder stecken mich in die Erziehungsanstalt. Können Sie flitzen?“

„Vor wem, mein Junge?“

Zu dem Strohsack gehörte nur eine Decke, sie war aber ziemlich breit, beide konnten sich darin einrollen. Der alte Hund schnaufte neben der Glut, die kleine Nase zwischen den Vorderpfoten versteckt. Von der Donau drang hin und wieder der tiefe Brummton einer Schiffssirene herein. Es war ein gemütlicher, friedlicher Abend.

„Morgen schütteln wir den Strohsack aus“, teilte der Junge vor dem Schlafengehen mit. „Dann schlagen wir zwei Nägel in die Wand, an die wir unsere Jacken und Mützen aufhängen können. Keine Angst, hier wird Ordnung herrschen! Auf dem Flohmarkt am Telekiplatz kaufen wir uns einen Eimer, damit wir immer reines Wasser zur Hand haben, das ist das erste! In der nächsten Woche müssen wir dann für Ihren Bart einen Kamm besorgen, in dem hängen nämlich immer Strohhalme.“

Am Morgen schien die aufgehende Sonne auf den Strohsack. Der alte Hund saß auf den Hinterbeinen am Kopf des Jungen, ließ die Zunge heraushängen und betrachtete regungslos die Schlafenden. Übrigens fing auch dieser Tag gut an: Der Junge fand auf dem Hof zwischen den Trümmern eine schöne, große Spiegelscherbe und einen kleinen grünen Krug, an dem nur der Henkel fehlte. Kaum hatte er die beiden Gegenstände auf das Regal gestellt, da drehte sich das Zimmer um seine eigene Achse und begann heftig zu strahlen.

Sie standen wie schon am Vortag an der Ecke Pozsonyistraße. Gegen Abend trat aus der Mitte der Fußgänger eine verhärmte Frau im Kopftuch zu ihnen. Dem alten Mann schien, daß sich ihr Gesicht, als sie ihn und den Jungen sah, plötzlich veränderte, die blasse Stirn verdüsterte sich, sie öffnete den Mund und machte mit der Hand eine Bewegung, als verscheuche sie eine Fliege. Ein paar Sekunden lang schaute sie den Jungen wortlos an, dann holte sie aus der Einkaufstasche ihr Portemonnaie hervor, entnahm ihm zwei Forint und ließ sie, ohne den Blick von dem alten Mann zu wenden, in die tomatenfarbene Mütze fallen. Kaum war sie gegangen, da stieß der Junge einen leisen Fluch aus.

„Was hast du denn?“ fragte der Alte. „Du, weshalb antwortest du nicht?“

„Nichts“, erwiderte der Junge nach einer Weile verdrossen.

„Aber du bist doch ganz rot geworden“, flüsterte der Alte.

„Das können Sie nicht sehen, Sie sind ja blind!“ rief der Junge wütend. „Wissen Sie noch immer nicht, daß Sie blind sind?“

„Wer war diese Frau?“ fragte der Alte nach einer kleinen Pause. „Kennst du sie?“

„Wie sollte ich sie nicht kennen, sie ist doch meine Mutter.“

Ein paar Minuten später gingen sie nach Hause. Unterwegs fiel kein Wort zwischen ihnen. Im Quartier angekommen, feuerte der Junge seine Mütze auf den Fußboden. „Sie hätte mir lieber eine kleben sollen“, schrie er außer sich. „Dann hätte ich gewußt, was ich ihr antworten soll. Ich bleibe nicht zu Hause, ums Verrecken nicht! Ich habe schon mit der Maschinenpistole geschossen, mich soll niemand herumkommandieren!“

„Wo arbeitet denn deine Mutter?“ fragte der Alte gelassen.

Der Junge zuckte mit den Schultern. „Was geht Sie das an? Wollen Sie mich an sie ausliefern?“

„Nein“, sagte der Alte, und sein Bauch begann zu wackeln; wiederum war ungewiß, ob er weinte oder lachte. „Du gehst sowieso zu ihr zurück.“

Am Tag darauf wachte der Alte allein auf. Der Hund war bei ihm geblieben, aber darüber freute er sich nicht. Er versuchte, sich an das Gesicht der Mutter zu erinnern. Es war das hagere, ausgemergelte Gesicht einer schwer arbeitenden Frau gewesen, nur ihre Augen ähnelten denen ihres Sohnes. Als die Kirche Mittag läutete, erhob er sich mühsam und trottete mit dem weißgefleckten Alten Hund zum Donaukai. *Deutsch von Ita Szent-Iványi*

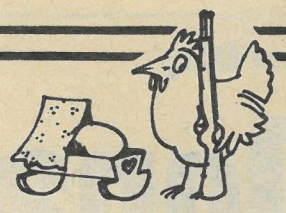
Positiv-Retusche

Miloslav Švandrlík

Herrn Blána ist seine Frau davongelaufen. Sie war nicht gerade die jüngste, sah aber sehr gut aus. Sie behauptete, sie sei 38 Jahre alt, die Nachbarinnen allerdings meinten, bis 45 hätte ihr nicht viel gefehlt. Sie habe ja schon zwei verheiratete Töchter. Frau Blána zog zum Zimmermaler Fous und begann ein neues Leben. Fous war geschieden und rührig. Im Frühling feierte er seinen 35. Geburtstag. „Erst jetzt weiß ich, was wahres Glück ist!" schwärmte Frau Blána. „Mit dem alten Ganter war es kein Leben!" Herr Blána trug schwer am Weggang seiner Frau. „Das sollte nicht sein", brummte er empört. „Die Frau soll bei ihrem Mann bleiben und ihm auf seine alten Tage behilflich sein. Aber ich werde mich nicht damit abfinden."

Nach drei Wochen erschien in der Sonnabend-Ausgabe der beliebten Tageszeitung unter der Rubrik „Familiennachrichten folgende Mitteilung: Unsere liebe Ehefrau, Mutter Großmutter, Frau Růžena Blána, begeht am nächsten Dienstag bei voller Gesundheit ihren 50. Geburtstag. Alles Beste wünschen ihr Gatte und Töchter mit Familien. Die Damen im Städtchen frohlockten: „Sie ist also 50!" Und schämt sich nicht, mit einem jungen Mann zu gehen!" Der Zimmermaler Fous ließ hören, daß er diesem Frauenzimmer die Tür weisen werde. Sie log, sie sei 38, und wer lügt, der stiehlt auch. Sie könnte ihm noch die Tünche wegstehlen! Frau Blána erlitt einige hysterische Anfälle. Als sie zu ihrem Mann zurückkehrte, sah sie wie eine Fünfzigjährige aus, aber Herrn Blána störte das nicht. Er brauchte keine Sex-Bombe, sondern eine Frau, die einen Umschlag anlegen und eine gute Hühnerbrühe kochen konnte.

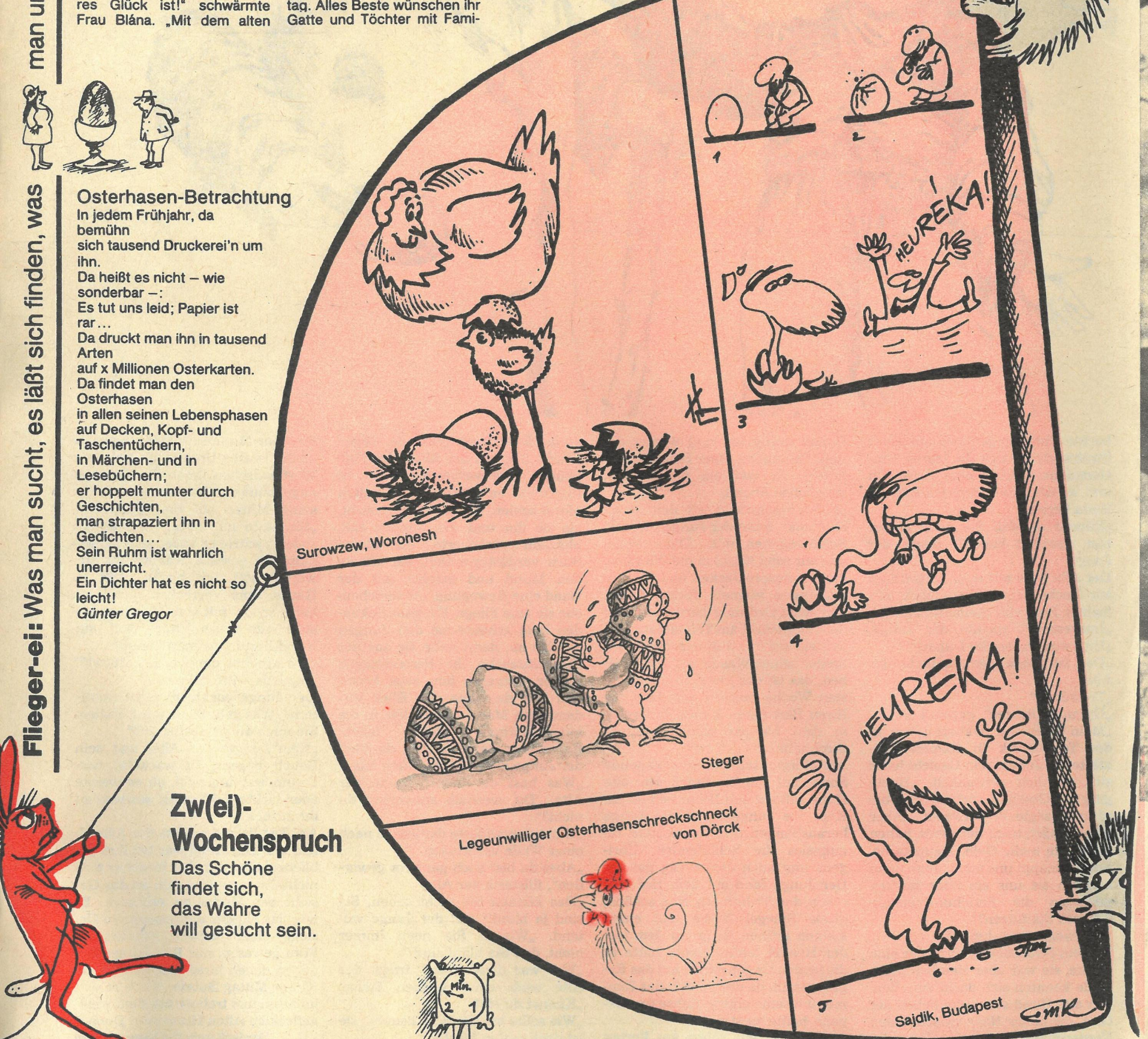
Aus „Dikobraz", übersetzt von Eva Vanišová. Gekürzt.



Flieger-ei: Was man sucht, es läßt sich finden, was man unbeachtet läßt, entflieht. Sophokles

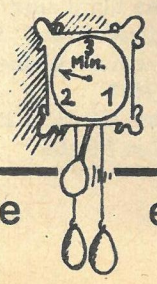
Osterhasen-Betrachtung

In jedem Frühjahr, da
bemühn
sich tausend Druckerei'n um
ihn.
Da heißt es nicht – wie
sonderbar –:
Es tut uns leid; Papier ist
rar …
Da druckt man ihn in tausend
Arten
auf x Millionen Osterkarten.
Da findet man den
Osterhasen
in allen seinen Lebensphasen
auf Decken, Kopf- und
Taschentüchern,
in Märchen- und in
Lesebüchern;
er hoppelt munter durch
Geschichten,
man strapaziert ihn in
Gedichten …
Sein Ruhm ist wahrlich
unerreicht.
Ein Dichter hat es nicht so
leicht!
Günter Gregor



Zw(ei)-Wochenspruch

Das Schöne
findet sich,
das Wahre
will gesucht sein.



Kinder-ei: Die schönste Freude erlebt man immer da, wo man sie am wenigsten erwartet.

Sucher-ei: Was man suchen muß, das scheint das Beste. Petron

Schönfärber-ei: Die Leidenschaft kann listig sein, aber nie klug. Und das hat sie mit der Dummheit gemein. Schleiermacher

Osterei-Ballade

Es war ein Mädchen, etwas klösterlich
erzogen von der strengen Frau Mama.
Dann kam der Lenz, und rings wards österlich,
und da,

Und da drang dann ein Biolog mit Schwung
in Lieschens (denn so hieß sie) Garten ein.
Und Lieschen war noch achtzehn Jahre jung
und rein –

Und reinweg tollkühn sprang der Bursch hindurch,
durch Schleh und Dorn bis auf das Primelbeet.
Dort hatte er von weitem einen Lurch
erspäht –

Er, spät aus dem Schlafe aufgescheucht,
denn er ist Fernstudent, hat immerzu
bei Nacht studiert, heißt Ernst. Der Lurch entfleucht.
Nanu –

Na, nun hüpft Lieschen rein in die Natur.
Sie hat gerechnet in der ganzen Nacht,
wieviel sie kriegt, ob sieben Eier nur,
ob acht –

„Obacht!" ruft Ernst, denn Lieschen, ganz verträumt,
zertritt ein Eiernest fast mit dem Fuß.
Und Ernst entbietet, wo der Lurch gesäumt,
den Gruß –

Den Gruß erwidert Lieschen und wird rot
und bietet Ernst die bunten Eier an.
Das gute Kind! Es ahnt nicht, was ihm droht,
ein Mann –

„Ein Mann", hat Lieschens Vater einst bekannt,
„will immer was!" Und es ihr eingebleut.
Jedoch von fern klingt milde übers Land
Geläut –

Geläutert, wach, fand Ernst die Maid apart.
Sie bot die Eier an, er trank sie roh.
Zehn Eier und plus Frühling, deshalb wird
ihm so –

Ihm sog sie Liebe aus dem offnen Mund,
und er hingegen griff nach ihrer Form.
Und dachte: Biologischer Befund –
enorm –

Enorm vergnügt am Osterfrühstückstisch
las Lieschens Vati in dem Zeitungsblatt,
und Mammi war vom Eier-Wurst-Gemsich
so satt –

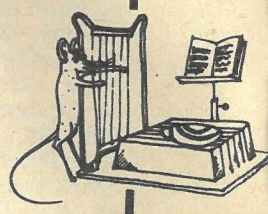
So sattelfest Ernst war, der Biolog –
sie war zu wild, er nicht vom Tattersaal.
So kam es, daß die Liebe bald verflog
im All –

Im allgemeinen ist dies Thema alt.
Jedoch der Fernstudent ist daran neu –
daß Zeitgemäßes (wenn auch mit Gewalt)
drin sei.

Heinz Kahlow

Das Ei zeugt vom
Spektakeldrang.
Das Ei ist kurz,
das Gackern lang.

M. Hinrich



Nicht selten kommt es vor, daß mit allen Bedürfnissen wohl versehene Hühner Eier mit weicher Schale legen. Faßt man solche Hühner bei den Füßen und schwenkt sie so frei mehrmals hin und her, so ist dieser Fehler in der Regel beseitigt.

Alter Ratschlag

Aus dem Theaterlexikon:
Omelett = Rührstück
G. R.

Hasenpanier

Eine Katze und ein älterer Hase
wanderten einst die gleiche Straße.
Und es beschlossen die wackeren beiden,
vereint zu tragen der Wanderschaft Leiden.
So sind sie denn an ein Wirtshaus geraten,
dran hing ein Schild: „Frischer Hasenbraten!"
Kaum hatten die beiden dieses gelesen,
Hui, ist der Hase am Laufen gewesen!
Zehn Spannen nahm er mit jedem Satze!
.....aber erst die Katze!

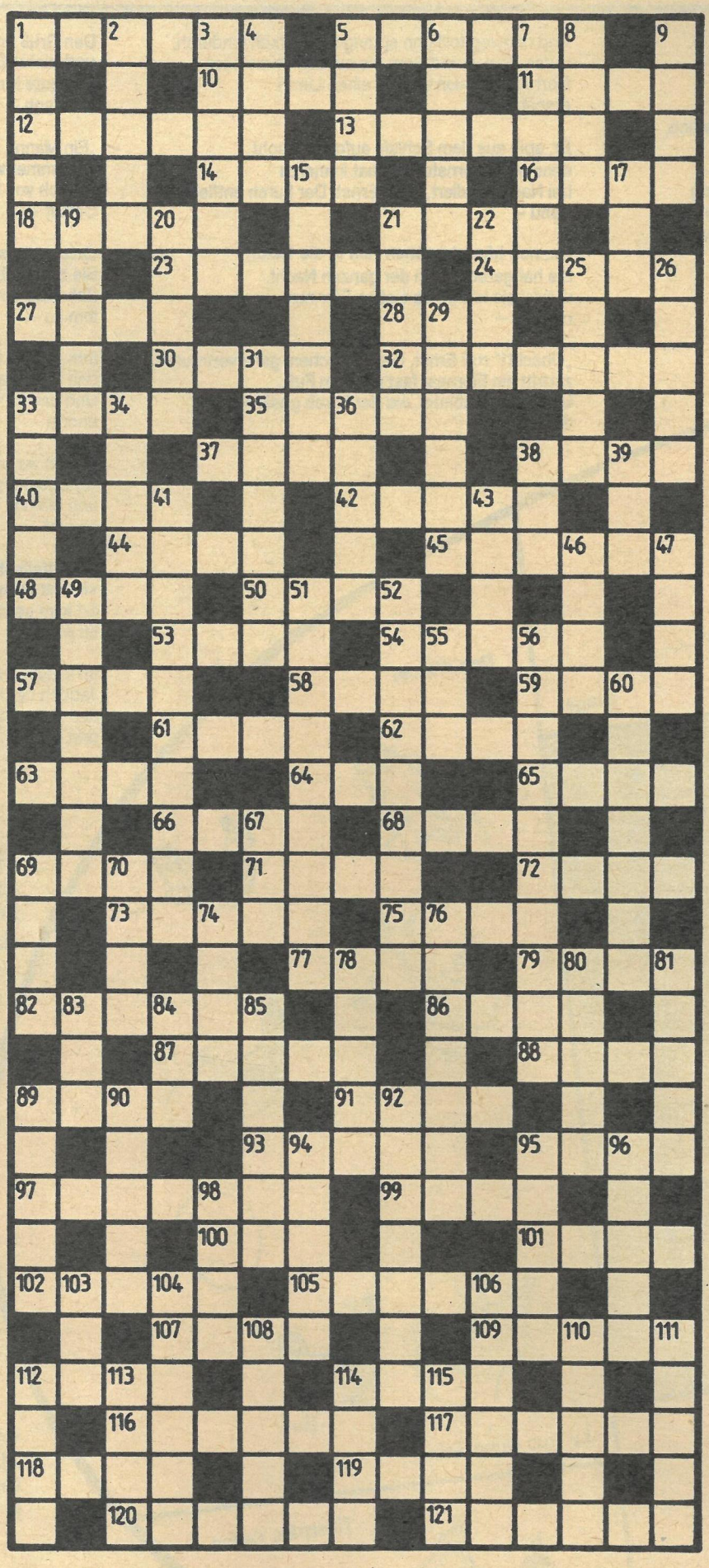
Gustav Hochstetter

Redaktion: Karin Kopp,
Hannes Schreiber;
Grafik: Martin Kotsch

Saint Exupéry **Wahrsager-ei:** Man entdeckt keine Wahrheit, nach der man nicht erst gesucht hat. Klaus Mann

★ RÄTSEL

Kreuzworträtsel

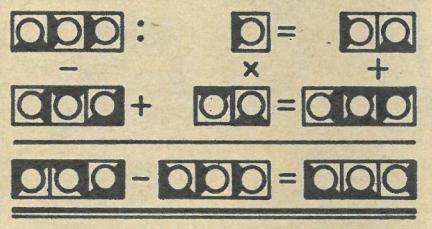


Waagerecht: 1. legendärer Panzerkreuzer, der am 7. 11. 1917 das Signal zum Sturm auf das Winterpalais gab, 5. Angehöriger eines Volkes in Mittel- und Ostsibirien, 10. Stacheltier, 11. Gestalt aus „Der zerbrochene Krug“, 12. gleichmäßiges Zeilenmuster eines Fernsehbildes, 13. Hauptstadt der Türkei, 14. Nähutensil, 16. Vorzeichen, 18. Entgelt für Wohnungsnutzung, 21. Name eines Sees in der UdSSR, 23. biologische Veränderungen im Organismus, 24. Höflichkeitsformel, 27. chemische organische Verbindung, 28. französ.: Straße, 30. Schlagersänger der CSSR, 32. Sowjetrepublik (Kurzbezeichng.), 33. Ort auf Kamtschatka, 35. Erntezustand, 37. Planet, 38. Teil des Weinstocks, 40. Insel vor Sumatera, 42. Gestalt aus „Die sizilianische Vesper“, 44. chinesische Stadt im Verwaltungsgebiet Xinjiang, 45. im Altertum ein griechischer Hauptstamm, 48. Tee einer Stechpalmenart, 50. südfranzösische Stadt, 53. Teilzahlung, 54. Wettkampfstätte, 57. Erdart, 58. Bezeichnung, 59. Fluß in Schweden zum Kalmarsund, 61. Halbaffe, 62. Gestalt aus „Nabucco“, 63. USA-Bundesstaat, 64. geologische Stufe des Alpinen Trias, 65. Nebenfluß der Wisla, 66. Flachs-, Hanfabfall, 68. junger Mensch, 69. Nebenfluß der Kura, 71. Fluß in Bulgarien, 72. ethischer Begriff, 73. Hafenstadt Jordaniens, 75. Haff (norddt.), 77. in der antiken Sage Gründerin Karthagos, 79. Sportmannschaft, 82. Fluß in England, 86. sagenhafter Keltenkönig, 87. DDR-Zirkus, 88. svw. Staat, 89. Stück vom Ganzen, 91. Ackergerät, 93. männlicher Vorname (Kosef.), 95. Einzeldarbietung, 97. Kontinent, 99. Stadt in Italien am Esino, 100. alte thailändische Münze, 101. Schlaginstrument, 102. Hausvorbau, 105. Verbrauchssteuer (veraltet), 107. bindende Richtlinie, 109. ungarischer Autor „Brennende Theiß“, 112. Gebirgsmassiv in der Mittelschweiz, 114. phönizisch-kanaanische Liebesgöttin, 116. taubengroßer Rabenvogel, 117. DDR-Autor satirisch-heiterer Bühnenstücke, 118. Geliebte des Leander, 119. Schwimmvogel, 120. Merkbuch, 121. Volksrepublik in Afrika.

Senkrecht: 1. früher für Zagreb, 2. biologischer Ordnungsbegriff, 3. Fenster- oder Türverschluß, 4. DDR-Landwirtschaftsausstellung, 5. Schwung, 6. Buchenfrucht, 7. Frauenname, 8. Stadt in den Niederlanden, 9. Sultanat in Südarabien, 15. Lederflicken auf dem Schuh, 17. amerikanische Bezeichnung für Elen, 19. Bezeichnung für eine bloße Theorie, 20. Gesellschaftstanz, 21. Telefonat, 22. Blutgefäß, 25. Nebenfluß der Oder, 26. Flachland, 29. Karpfenfisch, 31. wissenschaftliche Abhandlung, 33. österreichischer Opernkomponist „Dantons Tod“, 34. Machtorgan der herrschenden Klasse, 36. Nebenfluß der Rhone, 38. Meeresgöttin in der nordischen Mythologie, 39. Windstoß (ö = oe), 41. Stadt in der UdSSR (Ural), 43. Musikzeichen, 46. Titel von Kalifen, 47. Nebenfluß der Havel, 49. Wiederholung des Anfangswortes in aufeinanderfolgenden Sätzen (Stilistik), 51. Hafenstadt in der UdSSR, 52. Stadt in der UdSSR (Usbekistan), 55. Nordlandtier, 56. Fundort eines altsteinzeitlichen Menschens in Europa, 60. Hafenstadt der UdSSR (a. d. Karasee), 67. jugoslawische Insel, 69. volkstümliche Bezeichnung für einen Schwarm Eintagsfliegen, 70. Gestalt aus „Peer Gynt“, 74. svw. Maifisch, 76. Lehre vom Vogelei (Zool.), 78. norwegischer Dramatiker, u. a. „Nora oder Ein Puppenheim“, 80. Muse der Liebesdichtung, 81. Hochgebirgseisschnellaufbahn in der UdSSR, 83. Hafenstadt in Vietnam, 84. Zeichen, 85. Einsiedler, 89. Lehrsatz, 90. Kurzwort für einen Ozean, 92. kleine Mücken (norddt.), 94. Söller, 95. Kürzel in der Kurzschrift, 96. deutscher Gartengestalter (gest. 1866), 98. englischer Graf, 103. bengalischer Schriftsteller (gest. 1913), u. a. „Durgadas“, 104. Nachwort, 106. Stadt in der Schweiz, 108. englischer Physiker (gest. 1945), 110. südamerikanische Hochgrassteppe, 111. Brettspiel, 112. Milchfett, 113. DDR-Bezirk, 114. Fläche (latein.), 115. Frauenname.

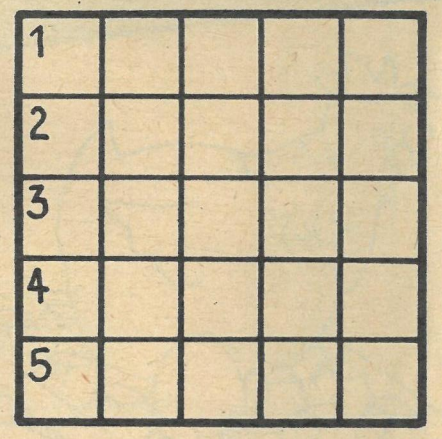
Raten und Rechnen

Jedes Karo bedeutet eine Ziffer; gleiche Karos bedeuten also immer gleiche Ziffern. Diesen Angaben entsprechend sind die Ziffern zu finden, die – in die runden Mittelfelder der Figuren eingesetzt – die waagerechten und senkrechten Aufgaben richtig lösen.



Magisches Quadrat

Wörter folgender Bedeutung sind so in die Felder der Figur einzusetzen, daß waagerecht und senkrecht gleichlautende Begriffe stehen:
1. unartiges Kind, 2. Fläche, 3. Kreisstadt im Bezirk Halle, 4. Vorname des Schachweltmeisters Kasparow, 5. Bestandteil tierischer und pflanzlicher Öle und Fette.



Redaktion: FREIE WELT
Karl-Liebknecht-Str. 29
Berlin
1026
Telefon: über 24 40
Auskunft
Telex: 011 48 54

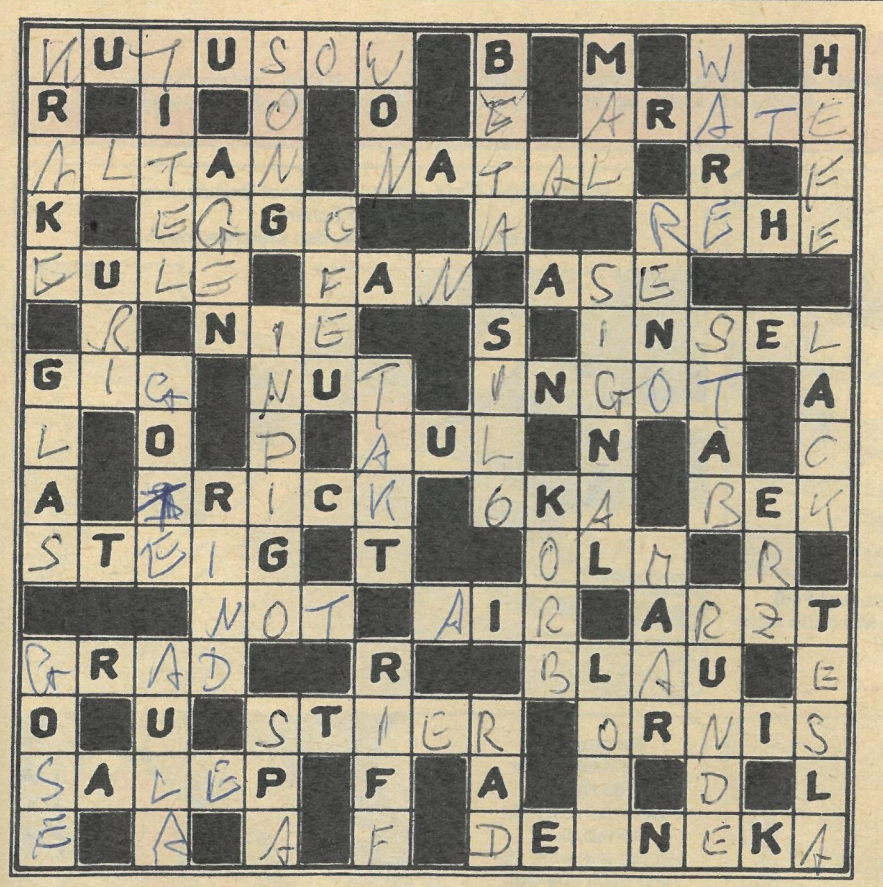
FREIE WELT

Redaktionskollegium:
Chefredakteur: Günter Bonow
Stellv. Chefredakteure:
Barbara Schabilnski,
Marianne Wambutt, Dr. Paul Wurche
Sekretariat der Chefredaktion:
Tel.: 2 44 22 07, 2 44 23 09, 2 44 24 36

Redaktionssekretär:
Georg Walter
Tel.: 2 44 36 95
Wissenschaft: Heinz Bartel
Tel.: 2 44 26 09
Wirtschaft: Wolfgang Scheel
Tel.: 2 44 22 30

Politik: Günther Wolfram
Tel.: 2 44 26 67
*
Kultur: Helmut Zemke
Tel.: 2 44 33 02
Leserforum: Ingrid Buchholz
Tel.: 2 44 27 07

Bild: Alfred Paszkowiak
Tel.: 2 44 27 03
Gestaltung: Horst Wustrau
Tel.: 2 44 35 48
Korrespondenten in Moskau:
Jürgen Geitner, Volkmar Billeb,
Dr. Dietrich Plätzold



Kreuzgitter

Wörter folgender Bedeutung – hier unabhängig von Richtung und Reihenfolge in der Figur aufgeführt – sind in die Felder einzutragen:
1. südwestfranzös. Stadt a. d. Garonne, 2. Aussehen, Miene, 3. Etagenvorbau, 4. mongolischer Viehzüchter, 5. Mediziner, 6. Angehöriger eines nord. Göttergeschlechts, 7. Siedlung der Turkvölker, 8. Schulsaal, 9. sowj. Schriftsteller („Die Wolokolamsker Chaussee"), 10. griech. Buchstabe, 11. Farbe, 12. sowj. Maler u. Grafiker (gest. 1969), 13. Rankpflanze, 14. landwirtschaftl. Gerät, 15. metallhaltiges Mineral, 16. Nachtvogel, 17. begeisterter Anhänger, 18. zweirädriger Einspänner, 19. Trinkgefäß, 20. obergäriges Bier, 21. Angehöriger eines german. Volksstammes, 22. Temperatureinheit, 23. Backmittel, 24. blauer Küpenfarbstoff, 25. in Kokillen gegossener Stahlblock, 26. Eiland, 27. geflochtener Behälter, 28. Riesentintenfisch, 29. russ. Feldherr u. Patriot (gest. 1813), 30. glänzender Farbanstrich, 31. kleiner Halbaffe, 32. kraterförmige Senke, 33. Zeichen, 34. brasilian. Hafenstadt, 35. Verneinung, 36. Bedrängnis, 37. rillenförmige Vertiefung, 38. Wolganebenfluß, 39. Schwanzlurch, 40. Vogelwelt einer Landschaft, 41. Wagenteil, 42. Waldtiere, 43. italien. Küstenfluß zur Adria, 44. Felsenklippe, 45. Wiederkäuer, 46. Zählmaß im Boxsport, 47. Orchideenknolle, 48. optisches oder akustisches Zeichen, 49. Getreidespeicher, 50. Schlagerlied, 51. belgischer Badeort, 52. militär. Kommandostelle, 53. Bergweg, 54. Sternbild des Tierkreises, 55. Feingefühl, 56. jugoslaw. Physiker (gest. 1943), 57. Buchüberschrift, 58. Kniff, Dreh, 59. schweiz. Kanton, 60. Handelsobjekt, 61. korean. Währungseinheit.

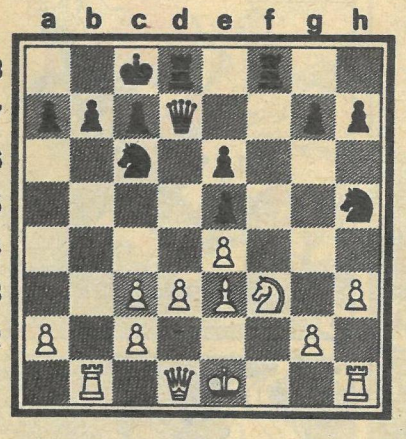
Gereimtes

ADER und MOTOR gut schütteln,
draus wird im Handumdrehn
einer, daran ist nicht zu rütteln,
den wir am Bildschirm sehn.

SCHACH

Neunjähriges Talent

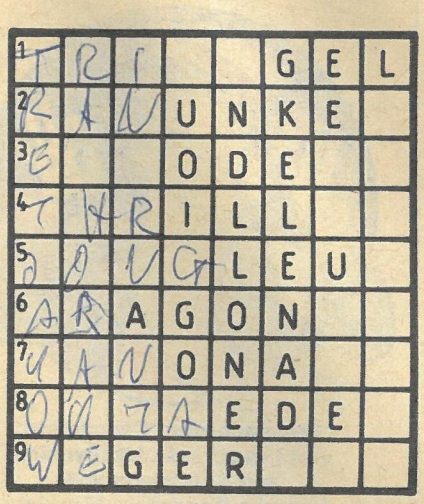
Erst seit einem Jahr spielt die neunjährige Natascha Andrejewa aus Wolchow Schach und mißt sich bereits erfolgreich mit Spielerinnen der Leistungsklasse 1. Jüngst zeichnete sie sich im Finale der Mannschaftsmeisterschaft des Leningrader Gebiets aus. So bezwang sie ihre mit den weißen Steinen spielende Partnerin Jana Tarum (siehe Diagramm): **17. S:e5? S:e5 18. D:h5 S:d3+! 19. Ke2** (19. cd D:d3+) **19. ... Tf2+ 20. L:f2 Sf4+**, und Weiß gab sich danach bald geschlagen.



Vom Kern zum Wort

Waagerecht: 1. dreieckiges Schlaginstrument, 2. ein Hahnenfußgewächs, 3. äußeres Keimblatt (griech.), 4. Schauergeschichte (englisch), 5. Geschicklichkeitskünstler, 6. ein Mineral, 7. andauerndes Geschützfeuer, 8. Achtflächner, 9. Wiesenpflanze.

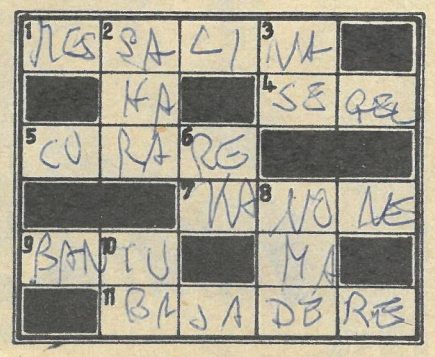
Die Anfangsbuchstaben der Lösungswörter (von oben nach unten gelesen) ergeben den Namen eines Moskauer Kaufmanns und bedeutenden Kunstsammlers des 19. Jh.



Silbenkreuzworträtsel

Waagerecht: 1. Name der sittenlosen Frau des röm. Kaisers Claudius, 4. Teil mancher Boote, 5. südamerikan. Pfeilgift, 7. Flachfeuergeschütz, 9. große afrikan. Sprachfamilie, 11. indische Tempeltänzerin.

Senkrecht: 2. nordafrikan. Wüste, 3. Sinnesorgan, 6. jugoslaw. Karstfluß, 8. Angehöriger wandernder Hirtenstämme, 10. ein Blechblasinstrument.



Auflösungen aus Heft 7/1987

Kreuzgitter. Waagerecht: Kosmos (4), Holmium (35), Spanner (13), Iota (63), Inebolu (44), Ate (19), Leander (57), Ganter (49), Ene (33), Lien (9), Edam (46), Safran (39), Eller (17), Atoll (27), Ines (36), Stiere (61), Reform (45), Lasa (5), Nisse (32), Stand (56), Barett (24), Asam (50), Egge (14), Aue (3), Knarre (29), Ehemann (23), neo (40), Literat (10), Tort (43), Streben (59), Renette (18), Lanner (54).
Senkrecht: Koralle (11), Spiegel (55), Ost (25), Spalte (60), Angara (34), Heide (64), Orne (16), Mob (58), Mauren (52), Erhalt (21), Oder (7), Eeden (38), Anemone (2), Nahrung (48), Ilmenau (30), Masa (41), Sosa (62), Flitter (53), Imst (6), Elea (20), Ritter (51), Spann (28), Agentin (8), Decoder (47), Baller (37), Reet (26), Skater (42), Mantel (15), Kette (31), Hast (1), Ede (22), Ona (12).

Silbenkreuzworträtsel. Waagerecht: 2. Rial, 4. Malimo, 6. Nebraska, 7. Edelgas, 9. Senegal, 11. Neman.

Senkrecht: 1. Kali, 3. Alpaka, 5. Monegasse, 7. Ebene, 10. Nebel.

Magisches Quadrat: 1. Poker, 2. Orade, 3. Kanin, 4. Edikt, 5. Rente.

Einer fehlt: A(d)da, K(o)ran, K(n)appe, T(a)ube, A(u)ster. – Donau.

Buchstabentausch: Abel, Rechen, Tell, Stele, Ehre, Post, Avon, Rest, Ende. – Beethoven.

Rätselpyramide: 1. A, 2. As, 3. San, 4. Nase, 5. Senta, 6. Stange.

Raten und Rechnen:

5332	:	62	=	86
–		×		+
1111	+	48	=	1159
4221	–	2976	=	1245

Auflösung des Kreuzworträtsels (Quiz 5) aus Heft 5/1987

Waagerecht: 1. Sura, 4. Wolga, 7. Ermitage, 13. ETR, 14. Ree, 15. Alai, 16. Oleg, 17. Rila, 19. Range, 20. Saran, 23. Ie, 25. Aue, 26. Isis, 28. Ast, 30. Nie, 32. Aral, 34. Bleistift, 38. Ust, 40. Sal, 41. Zille, 43. Ne, 44. Talent, 47. Egel, 49. Trier, 50. Ern, 52. Rex, 54. Caruso, 57. agra, 59. Areg, 60. Alchimistengäßchen, 65. Vase, 67. Mali, 68. Logger, 69. bit, 71. Eta, 72. Aldan, 74. Glen, 76. Ganter, 77. EM, 79. Ivens, 82. the, 83. Lar, 85. Peipussee, 90. Lias, 91. NAP, 93. Apo, 95. Usti, 96. Gut, 97. Du, 99. Radau, 102. Iltis, 103. Aloe, 105. Asse, 108. Ofen, 110. Kalk, 111. Ter, 112. Klavier, 113. Marinade, 114. Zange, 115. Tran, 116. Arsk.

Senkrecht: 1. Streb, 2. Uri, 3. Arasi, 4. Werst, 5. Gagat, 6. Alès, 7. Eis, 8. Mir, 9. Toni, 10. Al, 11. Gel, 12. Egerling, 18. Lie, 21. Altai, 22. Anker, 24. Tri, 25. All, 27. Ist, 29. TU, 31. Ester, 32. Azur, 33. Alex, 35. Lurch, 36. Ingot, 37. Fee, 39. Straße, 42. Edel, 45. Lech, 46. Arman, 47. Essig, 48. Lanon, 49. träge, 51. Reni, 53. Etat, 55. Aimara, 56. Uil, 58. GGG, 59. AN, 60. AE, 61. Colt, 62. Elemi, 63. Creme, 64. Etui, 65. Veitsdom, 66. Sagen, 69. Blei, 70. TASS, 72. Anape, 73. Delta, 75. Lee, 78. Hus, 80. Vltava, 81. Narses, 84. Ra, 85. Polka, 86. Puste, 87. Start, 88. Sil, 89. Egeln, 92. Arni, 94. Pilz, 98. Ufa, 100. Dia, 101. Uke, 104. Oka, 106. Sir, 107. Erk, 109. Er. – **Lösungswort:** Wenzelsplatz.

Es gewannen:
1. Preis:
100,– M Elfriede Linke, Zittau, 8800
2. Preis:
75,– M Roland Börner, Falkensee, 1542
3. Preis:
50,– M Bernd Wagner, Krossen/Elster, 6523
4. bis 8. Preis:
je 25,– M Sabine Cabron, Dresden, 8023; Ursula Kania, Gößnitz, 7422; Heinz Liebert, Neukirchen, 9632; Lilo Pätzel, Stralsund, 2300; Marianne Schimmel, Gera, 6500.

Rücktitel – Preisfrage aus Heft 6/1987

So war es richtig in Heft 6/87: U c h a
Es gewannen: 100,– M Wolfgang Lankers, Wurzen; 75,– M Thea Beutekamp, Rudolstadt; je 50,– M Michael Jurkschat, Bad Doberan; Flora Köhler, Erfurt; Klaus Hümmer, Berlin.

Auflösung

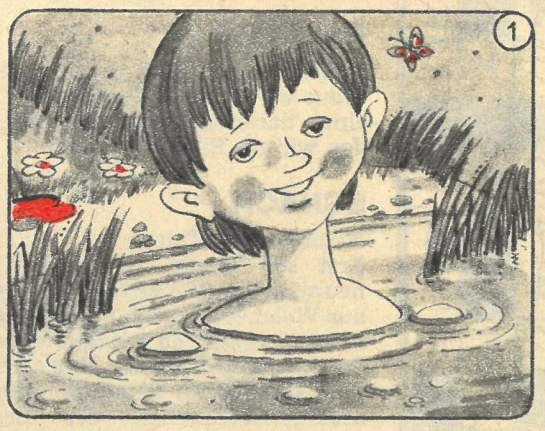
der Leserforum-Preisfrage Heft 6/87: Lenin. Zum Gewinn von 50 M gratulieren wir Sylvia Zemke, Schwedt. Die nächste Preisfrage finden Sie in Heft 9/87.

Herausgeber: Zentralvorstand der Gesellschaft für Deutsch-Sowjetische Freundschaft
*
Verlag: Berliner Verlag
Verlagsdirektor: Erich Reimann
Lizenz-Nr. 231 des Presseamtes beim Vorsitzenden des Ministerrates der DDR
Druck: Berliner Druckerei, Artikel-Nr. (EDV): 500 405
Anzeigenverwaltung: Berliner Verlag, Karl-Liebknecht-Straße 29, Berlin, 1026
Anzeigenannahme: Berliner Verlag
Abt. Anzeigen, Tel. 2 70 32 77 und sämtliche Anzeigenannahmestellen Berlins und aller Bezirke der DDR. (Anzeigenpreisliste Nr. 10 vom 21. 4. 1983)
Auslandsanzeigen: INTERWERBUNG
Abonnementspreis: 1,75 M monatlich
(26 Hefte im Jahr)
Inkassozeitraum: monatlich
Die Redaktion wurde 1973 mit dem Orden „Banner der Arbeit" Stufe I und 1984 mit dem Orden „Stern der Völkerfreundschaft" in Gold ausgezeichnet. Die Redaktion erhielt 1974 die Ehrennadel der Gesellschaft für Deutsch-Sowjetische Freundschaft in Gold, 1979 die Ehrennadel des Verbandes der sowjetischen Freundschaftsgesellschaften „Für Verdienste um die Freundschaft" und 1980 die Johann-Gottfried-Herder-Medaille in Gold.

KINDERSERIE ★ Der Zauberer Hottab 1

Frei nach einer Geschichte von Lasar Lagin. Nacherzählt und gezeichnet von Valentin Rosanzew, Moskau

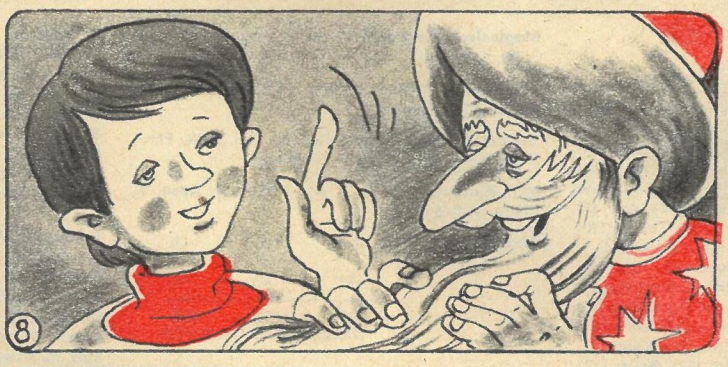
Wolka ist ein Glückspilz. Gleich vor seinem Haus schlängelt sich ein schöner Fluß, so klar, daß die Sonne ihre Strahlen bis auf den Grund schicken kann. Wie herrlich ist so ein kühles Bad an heißen Sommertagen!



Gleich nach der Schule läuft Wolka zum Fluß, schwimmt und taucht. Ein Frosch im Mai hätte nicht fröhlicher sein können!

Hottab beruhigte Wolka, nahm ihn an die Hand, und schon flogen sie durch die Lüfte. Und da das Fenster offenstand, landeten sie schnurstracks in Wolkas Zimmer.

Meine Geographiekenntnisse sind reicher als die jedes anderen Zauberers. Ich mache mich unsichtbar und werde dir vorsagen, wenn du nicht weiter weißt.



Aber erst muß du dich umziehen. Die Mode ist heute doch ein wenig anders als vor 500 Jahren. Und man muß dir ja nicht gleich ansehen, daß du ein Zauberer bist!

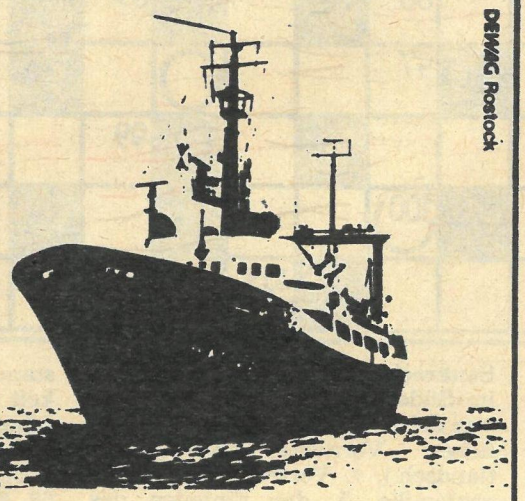
Erholung
im Wochenendhaus-
Versicherung
gehört dazu

Durch einen Zusatzbeitrag zur Haushaltversicherung können Sie die ständig in Ihrem Wochenendhaus oder Ihrer Laube befindlichen Sachen – wie Möbel, Gardinen, Teppiche, elektrische Haushaltgeräte – wahlweise versichern gegen Schäden durch Brand, Explosion und bestimmte Elementarereignisse; Einbruchdiebstahl; Leitungswasser. Unsere Mitarbeiter erteilen gerne nähere Auskünfte.

STAATLICHE
VERSICHERUNG
DER DDR

DEWAG Rostock

Mit moderner Fangflotte



Schulabgänger 1988!

Wir informieren Euch über Möglichkeiten der Berufausbildung für die Hochseefischerei.
Wir werden Euch bei der Wahl Eures Berufes unterstützen.

Für folgende Berufe bilden wir Schulabgänger der 10. Klasse aus:
- **Vollmatrose der Hochseefischerei**
  Lehrzeit 2 Jahre
  (Ausbildung in den VE Fangbetrieben in Rostock und Saßnitz)
- **Vollmatrose der Hochseefischerei mit Abitur**
  Lehrzeit 3 Jahre
- **Facharbeiter für Lebensmitteltechnik/Spezialisierung Fischverarbeitung**
  Lehrzeit 2 Jahre
  (für diese beiden Berufe Ausbildungen nur im VEB Fischfang Rostock)

Wir beraten Euch! Wendet Euch an uns!

VEB Fischfang Rostock
Stammbetrieb des VEB Fischkombinat
Personalbüro/Lehrlingseinstellung
Am Fischkombinat 11
Rostock 5
2510

VEB Fischfang
VEB Fischfang Saßnitz
Personalbüro
Postfach 7
Saßnitz
2355

Neuauflage!

FREIE WELT sprach mit dem Verfasser unseres Energiekreisels, Prof. Dr. Hans-Albrecht Ketz:

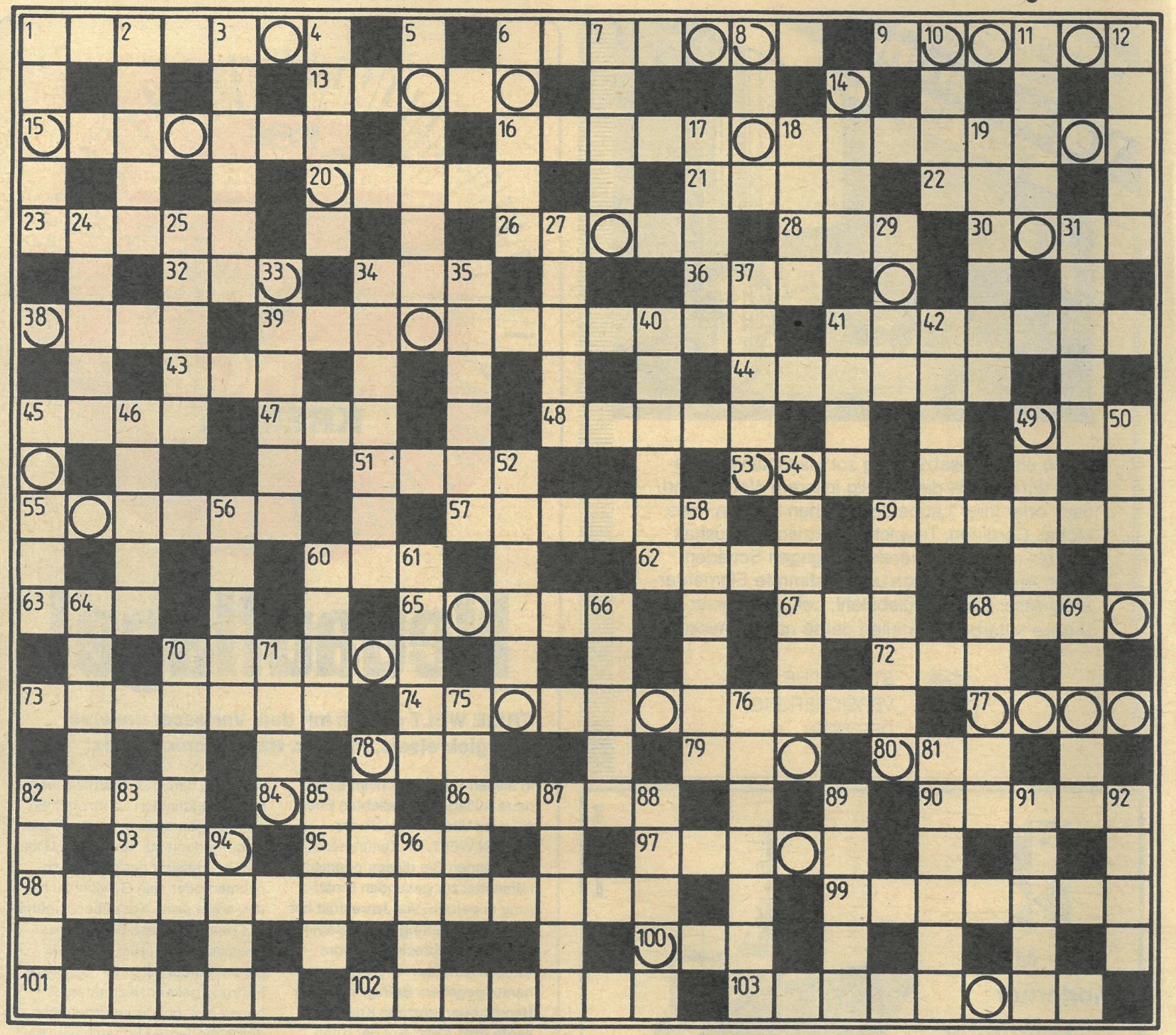
In diesen Tagen erscheint eine neue Auflage des beliebten Energie- und Vitaminkreisels der FREIEN WELT. An Zeitungskiosken können Sie dieses praktische Hilfsmittel zur gesunden Ernährung erwerben. Vor Jahresfrist hat ihn unsere Zeitung gemeinsam mit Prof. Hans-Albrecht Ketz vom Akademieinstitut für Ernährung herausgegeben. Befragt nach der Handhabung unseres Kreisels, sagte Prof. Ketz: Auf der roten Seite ist schnell ablesbar, welche der ausgewählten, aber oft verwendeten Nahrungsmittel energie-, also kalorienreich, energiereduziert oder -arm sind. Dieses Wissen gehört zu den Grundkenntnissen einer gesunden Ernährung. Doch damit nicht genug. Am Kreisel läßt sich ebenfalls sofort der Eiweiß-, Fett- und Kohlenhydratgehalt von jeweils 100 g eines aufgeführten Nahrungsmittels ablesen. Weil man nicht immer gleich eine Waage zur Hand hat, drückt der Kreisel diese Menge in Maßen aus, wie sie im Haushalt gängig sind. So erfährt der Benutzer, daß 100 g Quark einer Tasse entsprechen, 100 g Rindfleisch eine dicke Scheibe ist oder eine kleine Broilerkeule ebensoviel wiegt. Zu den energiearmen, weiß gekennzeichneten Lebensmitteln gehört, man staune, sogar Pilsner Bier – jedoch nur ein kleines Glas. Wer interessiert daran ist, abzunehmen oder sein Gewicht zu halten, sollte seine Kost überwiegend aus dem weiß-rosa Bereich des Kreisels wählen. Hier finden wir die im Handel mit ON = Optimale Nahrung gekennzeichneten Lebensmittel, bei deren Produktion durch moderne Methoden der Kaloriengehalt reduziert wurde. Auch auf die grüne Vitaminseite des Kreisels weist Prof. Ketz hin. Die Farben grün, hellgrün und weiß kennzeichnen Vitamin A-, B- und C-reiche Nahrungsmittel. Der ernährungsbewußte Bürger kann sich schnell informieren, wieviel der lebenswichtigen Stoffe in welcher Obst- und Gemüsesorte, in welchem Brot oder Milchprodukt in welcher Zusammensetzung vorhanden sind. Anhand des aufgedruckten täglichen Bedarfs an den drei gängigsten Vitaminen kann jeder sein Essen gesundheitsbewußt zusammenstellen. Bald kommt der Sommer. Daß wir in ihm eine gute Figur machen, dabei hilft uns der FREIE WELT-Kreisel.

Sonnhild Kutschmar

Rank und schlank werden können Sie auch mit einer mehrteiligen Folge von FREIE WELT-Tips, die wir im Heft 10 beginnen.

Völkerschafts-Preisrätsel

Fortsetzung von Seite 15



Waagerecht: 1. Ort in Karatschajo-Tscherkessien, 6. Völkerschaft im Autonomen Gebiet der Karatschaier und Tscherkessen, 9. Industriezweig in Karatschajo-Tscherkessien, 13. griechischer Buchstabe, 15. und 16. je ein Ort im Autonomen Gebiet der Karatschaier und Tscherkessen, 20. Sittenlehre, 21. Hufkrankheit, 22. Rufname einer Titelfigur bei Erwin Strittmatter, 23. Verzeichnis, 26. japanische Hafenstadt, 28. elektrisch geladenes Teilchen, 30. mongolisch-sowjetischer Fluß, Quellfluß der Schilka, 32. Sammlung von Aussprüchen, 34. deutscher Psychologe (1871–1946), 36. polnische Nachrichtenagentur, 38. körnig gewordener Altschnee, 39. Hauptstadt des Autonomen Gebietes der Karatschaier und Tscherkessen, 41. iranischsprachiges Volk in Kaukasien, 43. Autor des Künstlerporträts „Marlene Dietrich", 44. Polster, Sitzunterlage, 45. Bewohner einer Sowjetrepublik, 47. Tapferkeit, 48. Name eines Sees in der UdSSR, 49. großer Zeitabschnitt, Epoche, 51. Zarenerlaß, 53. Fluß in Schottland, 55. Fadenverschlingung, 57. russischer weiblicher Vorname, 59. Flugzeughalle, 60. Opernkomponist (gest. 1983), u. a. „Die Zaubergeige", 62. Kurzwort für Exekutivkomitee der Kommunistischen Internationale, 63. alte lettische Währungseinheit, 65. sowjetische Währungseinheit, 67. auf russisch: drei, 68. altes Apothekergewicht, 70. Briefbeginn, 72. Wendekommando auf Segelschiffen, 73. Abtretung, Verzicht (Rechtsw.), 74. karatschaiische Dichterin, 77. inneres Organ, 78. latein.: ist, 79. Erdart, 80. italien.: drei, 82. Fluß in Karatschajo-Tscherkessien, 84. Nebenfluß der Maas, 86. Weidmann, 90. Eisen-Nikkel-Legierung, 93. Papagei, 95. wohlriechende Blume, 97. Fluß in Oberitalien, 98. früherer Name für die Hauptstadt des Autonomen Gebietes der Karatschaier und Tscherkessen, 99. Balzlaute des Haselhahnes (weidmänn.), 100. Hausflur, 101. Himmelsrichtung, 102. langweiliger, tölpelhafter Mensch, 103. Völkerschaft im Autonomen Gebiet der Karatschaier und Tscherkessen.

Senkrecht: 1. drawidische Sprache im Süden Indiens und im Norden von Sri Lanka, 2. russischer männlicher Vorname, 3. Harke (landsch.), 4. Vertreter einer Echsenfamilie, 5. das Einteilen des Schriftsatzes in Seiten, 6. Ort bei Olomouc (ČSSR), 7. Gestalt aus dem Märchen „Die Schneekönigin", 8. Schornstein, 10. männlicher Vorname (Kurzf.), 11. Familie fluggewandter Wasservögel, 12. Zimmerwinkel (Mz.), 14. männlicher Vorname (Kurzf.), 17. Geruchsverschluß, 18. mikroelektronisches Bauelement, 19. Lobeserhebung; Schmeichelei (Mz), 24. Heldenepos vom Kampf der Griechen gegen Troja, 25. Baum, auch der Wälder Karatschajo-Tscherkessiens, 27. Straßenjacket, 29. hartschalige Frucht (ß = ss), 31. Wohlgeruch, Duft, 33. Führer einer Kosakenabteilung, 34. Anerkennung der Persönlichkeit, 35. Vaterland, 37. im Altertum Stadt in Mesopotamien, 40. Anlage zur Verhinderung des Zugangs, 41. Fluß zur Elbmündung, 42. dunkelbrauner Farbstoff, 45. Nachkomme, 46. helfender Beistand, 49. Mißmut, Unannehmlichkeit, 50. karatschaiisch-tscherkessisches Nationalgetränk, 52. Arzneipflanze, Lippenblütler, 54. Ausgabe, Auflage, 56. Kurort im Harz, 58. Fluß in Karatschajo-Tscherkessien, Nebenfluß des Kleinen Selentschuk, 59. Eheschließung, 60. Elch, 61. Sternbild des Tierkreises, 64. Gebäudeerweiterung, 66. Schlingpflanze, 68. Disziplin der Leichtathletik, 69. Teil des Mittelmeeres, 70. Fluß in Mittelsibirien, 71. Teil der Kanone, 75. indonesisches Volk im Nordwesten Sumatras, 76. weiblicher Vorname, 78. griechischer Gott der Liebe, 81. Hafenstadt im Nordosten Italiens, 82. Fluß in Karatschajo-Tscherkessien, 83. Mutterform für den Abguß von Stereotypplatten, 85. Gebirge in der UdSSR, 87. Geschlecht (Gramm.), 88. Farbabstreicher an Druckmaschinen, 89. Nebenfluß des Dnepr, 91. veraltet für Festung, Burg, 92. Theaterplatz, 94. weibliche Bühnenrolle, 96. Gesangsstil des Jazz.

Mit „Gottesgabe“, abgeleitet von dem tatarischen Wort „terberdy“, übersetzen die einen den Namen des Kurorts Teberda, die anderen meinen, es heiße „Hügelland“. Wie auch immer – Teberda ist hügelig-schön, mit den hohen Berggipfeln ringsum – den dicht bewaldeten Hängen des Kel-Baschin und dem Kleinen Chatipara. Bei der Einfahrt in den Ort zeichnen sich vor unseren nun schon an malerisch-karatschaiisch-tscherkessischer Schönheit gewöhnten Augen die wunderlichen Umrisse des Schaitan-Baschin ab, des Teufelsberges. Die Landschaft um Teberda ist ein bekanntes Zentrum des alpinen Sports, die Stadt selbst ein hervorragender Höhenluftkurort, und im Teberdaer Gebiet befindet sich das Staatliche Naturschutzgebiet mit dem weithin bekannten Naturmuseum.

Im noch namenlosen Teberda wurde 1882 für die an Tuberkulose leidende Gattin des Gouverneurs von Batalpaschinsk die erste Datsche errichtet: in einem Kiefernwäldchen, auf der einen Seite rauschten die Wasser des Flusses Teberda, auf der anderen kräuselten sich die Wellen des Sees Kara-kjol. Die Ärzte hatten der Kranken nur noch einige Monate zugemessen, sie erfreute sich aber hier noch mehr als zwanzig Jahre ihres Lebens. Von da an war der Ruhm des nun schon Teberda geheißenen Ortes als Höhenluftkurort besiegelt. Vor der Großen Sozialistischen Oktoberrevolution wurden hier dann noch 47 Grundstücke errichtet, von Leuten, die sich harte Pachtbedingungen leisten konnten.
Ein Jahrzehnt nach der Revolution war Maxim Gorki derjenige, der auf die gesundheitlichen Vorzüge Teberdas aufmerksam machte und vorschlug, hier ein Erholungsheim für Wissenschaftler einzurichten. Danach wurden Erholungsheime auch für Arbeiter erbaut, vorrangig für Kraftfahrer und Werktätige der Zementindustrie.
Während des Großen Vaterländischen Krieges wurden von der Krim evakuierte Sanatorien mit all ihren Kindern und Tuberkulosekranken nach Teberda evakuiert. Als die Faschisten Teberda vorübergehend besetzten, sonderten sie die Kranken und das Personal jüdischer Herkunft sofort aus und erschossen sie. Außerdem wurden mehr als hundertsiebzig tuberkulosekranke Kinder, ungeachtet ihrer Nationalität, in von den Deutschen eilig errichteten Gaskammern am Oberlauf des Gonatschir ermordet. Die Dokumente über diese Greueltaten wurden 1945 von dem Assistenten des sowjetischen Hauptanklägers beim Nürnberger Prozeß, L. N. Smirnow, und dem russischen Schriftsteller Alexej Tolstoi sichergestellt. Von vielen unvorstellbaren Schandtaten der Faschisten kann man in Karatschajo-Tscherkessien hören. So hatte eine russische Ärztin – nur ihr Vorname Rivetta ist überliefert – versucht, kranke Kinder in Fuhrwerken zu evakuieren. Sie wurden von den Deutschen entdeckt, alle Kinder erschossen, die Ärztin folterte man zu Tode.
Nach dem Krieg wurde Teberda dem Leben wiedergegeben. Heute gibt es hier sechs Tuberkulose-Sanatorien, Wir besuchen das Sanatorium „Alibek“ und sprechen mit dem Leiter der Kurortverwaltung Ademjan Gorik. „Unsere Einrichtungen sind mit moderner Heil- und Diagnosetechnik ausgerüstet. Aber neben Medikamenten spielen die Naturfaktoren eine große Rolle. Solche heilenden Naturfaktoren sind, um nur einige zu nennen: die intensive Luftzirkulation, weil von den Gletschern ständig kalte Luftmassen ins

Großmutter Ssapra ...

verwandelt Schafwolle

innerhalb von 6 Stunden

in einen Schnitterhut

Eine der vielen, besonders schwefelhaltigen Mineralquellen Karatschajo-Tscherkessiens

Bodenschätze: Vor allem Steinkohle, Kupfererze, Polymetallerze, Gips, Kalksteine, Marmor, vulkanisches Gestein, Sandstein, Granit, Tone, Lehme, mineralische Farben. Neben den reichen Bodenschätzen sind zahlreiche Mineralquellen vorhanden.

Wirtschaft: Innerhalb der Industrie haben die chemische (besonders die petrolchemische), die Nahrungsmittel-, Holzverarbeitungs-, Textilindustrie, der Maschinenbau und die Metallverarbeitung sowie die Baustoffindustrie und der Bergbau (Kohle, Blei-, Zink-, Kupfererz) größte Bedeutung. Im Autonomen Gebiet der Karatschaier und Tscherkessen befindet sich eine der größten Zuckerfabriken der UdSSR. Hauptzweig der Landwirtschaft ist die Viehzucht (etwa 60 Prozent der landwirtschaftlichen Bruttoproduktion; Fleisch-Milch-Rinder, Schafe, Pferde, Geflügel) im Gebirge, gefolgt vom Ackerbau (Mais, Weizen, Sonnenblumen, Zuckerrüben, Kartoffeln, Futterpflanzen) bei umfangreicher Bewässerung in den Ebenen sowie Obst- und Weinbau in der Vorgebirgszone.

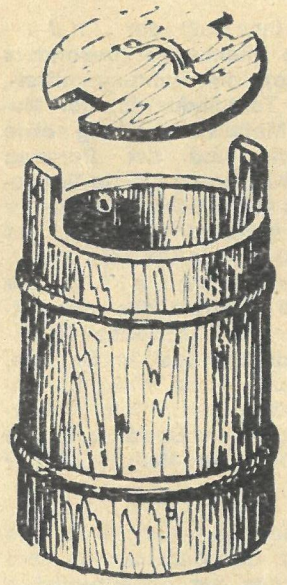
Touristik: Das Kaukasusgebiet des Autonomen Gebiets der Karatschaier und Tscherkessen ist eines der bedeutendsten Fremdenverkehrs-, Kur- und Alpinistikgebiete der UdSSR.

Das Zementwerk von Tscherkessk liefert nach Inbetriebnahme seiner letzten Ausbaustufe jährlich über 2,6 Millionen Tonnen dieses begehrten Baustoffs.

Märchen der Tscherkessen

Der Bär als Amme

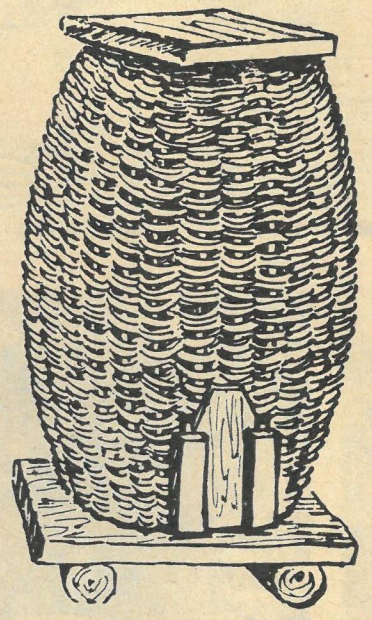
Vor grauen Zeiten lebte ein Alter mit seiner Alten. Im ganzen Aul fand man keinen, der ärmer war als die beiden. Niemals hatten sie warme Kleidung zum Anziehen, zu keiner Stunde konnten sie sich satt essen. Sie besaßen ja auch nicht einmal die wichtigsten Gegenstände für die Bearbeitung und Aufbewahrung von Getreide. Doch **das** war es nicht, worüber die beiden klagten. Daß sie kein Kind bekamen, daß kein ausgelassenes, sorgenfreies Kinderlachen unter ihrem Dach erschallte, das war es, was ihnen Kummer bereitete. Eines Tages jedoch wurden ihren Herzen wärmer, die Frau hatte einem Jungen das Leben geschenkt. Gesund war er. Schön war er und fröhlich. Und wie ein Sonnenstrahl, so erhellte er seinen Eltern den Lebensabend. Einen Sohn hatten sie nun, wie aber sollten sie ihn kleiden, was ihm zu essen geben? „Hüllen wir ihn in Lumpen, werden die Leute uns und den Kleinen verspotten", sprach der Alte zu seiner Frau. „Laß uns zu dritt in den Wald ziehen, vielleicht finden wir dort das, was wir zum Leben brauchen." Im tiefen, schlummernden Wald, dort, wo ihn niemals zuvor eines Menschen Fuß betreten hatte, bauten sie sich eine kleine Hütte. Einmal ging der Alte tiefer ins Dickicht hinein, um nach Beute zu suchen. Die Alte aber blieb mit dem Kleinen vor der Hütte in der Sonne sitzen, wiegte es in ihren Armen und sang ihm ein trauriges Lied. Dann legte sie das Bündelchen auf der Schwelle nieder, um im Haus für einen Moment nach dem Rechten zu sehen. In diesem Augenblick kam aus dem Gebüsch ein großer, alter Bär getapst, griff sich das winzige Menschenbündel und schleppte das Kind mit sich ins Dunkel des Waldes. Ach, fast um brachte sich die Alte vor Entsetzen. Sie weinte und schrie – nichts half, ihr Kind blieb verschwunden. Gegen Abend kehrte ihr Mann nach Hause zurück. Dort aber herrschte unbeschreiblicher Kummer – dem ärgsten Feind würde man solches nicht wünschen. Zu zweit trugen sie ihren Gram, zu zweit beschlossen sie: „Niemals werden wir von hier fortgehen. Hier, wo wir unser einziges Kind verloren haben, hier soll uns auch der Tod zu sich nehmen." Erst einmal stellten sie sich nun notwendiges Geschirr und Gerätschaften aus Holz her.



„Geschirr aus Holz" Ende des 19. Jahrhunderts: Buttergefäß

Der Bär hatte das Menschenbaby in seine Höhle geschleppt und fing an, sich um das Kleine zu sorgen, als wäre es ein Bärenjunges. Als der Junge herangewachsen war, brachte der Bär ihn auf eine Lichtung, wählte dort eine junge, kräftige Eiche aus und befahl: „Na los, versuch's mal, zieh sie mit samt ihren Wurzeln heraus!" Mit beiden Armen umfing der Junge den Stamm. Einmal und noch einmal versuchte er's. Die Eiche beugte sich, herausziehen jedoch konnte er sie nicht. „Offensichtlich ist's noch zu früh damit", brummte der Bär. Wieder vergingen Jahre, und wieder brachte der Bär den Jungen auf die Waldlichtung, damit dieser die Eiche aus der Erde ziehe. Das Bäumchen aber war indessen ebenfalls gewachsen und noch kräftiger geworden. Und auch dieses mal mühte er sich umsonst, die Eiche blieb im Boden. „Zu früh, Bruderherz, immer noch zu früh", brummte auch diesmal der Bär. Eines schönen Tages nun war aus dem kleinen Jungen ein kräftiger, geschickter und ansehnlicher Jüngling geworden. Zum dritten Mal führte der Bär ihn auf die Lichtung. Hochaufgereckt stand da eine mächtige Eiche. Weit streckte sie ihre dicken Äste von sich. Doch auch der Menschensohn spürte große Kraft. Mit beiden Armen umgriff er den mächtigen Baumstamm, und als wär's ein Grashalm – so zog er die mächtige Eiche mitsamt ihren Wurzeln aus der Erde. „Jetzt, jetzt ist die Zeit gekommen", freute sich der Bär. „Jetzt mein Sohn, kann ich dir verraten, wer du bist! Vor vielen Jahren streifte ich einmal durch den Wald. Plötzlich erblickte ich eine winzige, armselige Hütte. Auf ihrer Schwelle saß eine Frau mit einem Baby im Arm und sang ihm ein trauriges Wiegenlied. Sie klagte, daß sie nichts hätte, womit sie ihr Kleines füttern könne. Lange hörte ich zu und mich erfüllte Mitleid mit der Mutter und dem Kind. Als nun die Frau für einen Moment das Kind aus den Augen ließ, ergriff ich es mitsamt dem Steckkissen und lief mit ihm fort. Das Kind, dieser kleine Junge von damals, bist du! Ich habe dich aufgezogen, habe dich unterrichtet und dich stark und mächtig werden lassen. Kehre nun zu Mutter und Vater zurück. Sei ihnen Hilfe und Schutz. Geh und erlerne die Bräuche und Sitten der Menschen, doch denke immer daran: Das Böse zieht stets Böses nach sich. Das Gute aber sät stets neue gute Taten!" Dank sagte der Jüngling dem Bären für dessen Fürsorge und Lehre und kehrte zu seinen Menscheneltern zurück. Zusammen machten sie sich auf den Weg in den heimatlichen Aul. Schön wurde ihr Leben. Keine Sorgen fanden mehr Platz unter ihrem Dach, wohl aber jene, die Hilfe brauchten und an ihre Pforte klopften.

Deutsch von Gabriele Kleiner



„Gegenstand für die Aufbewahrung von Korn" Ende des 19. Jahrhunderts: aus Stroh oder Schilfgras

Tal wehen, der verminderte Luftdruck, eine niedrige Luftfeuchtigkeit, der Föhn, eine erhöhte Ultraviolett-Einstrahlung, ein hoher Ionisationsgrad der Luft, die außerordentlich saubere Gebirgsluft, selten vorkommende Nebelbildung. All diese Faktoren stellen einen natürlichen Inhalationsapparat dar; unsere Genesungserfolge liegen bei neunzig Prozent."

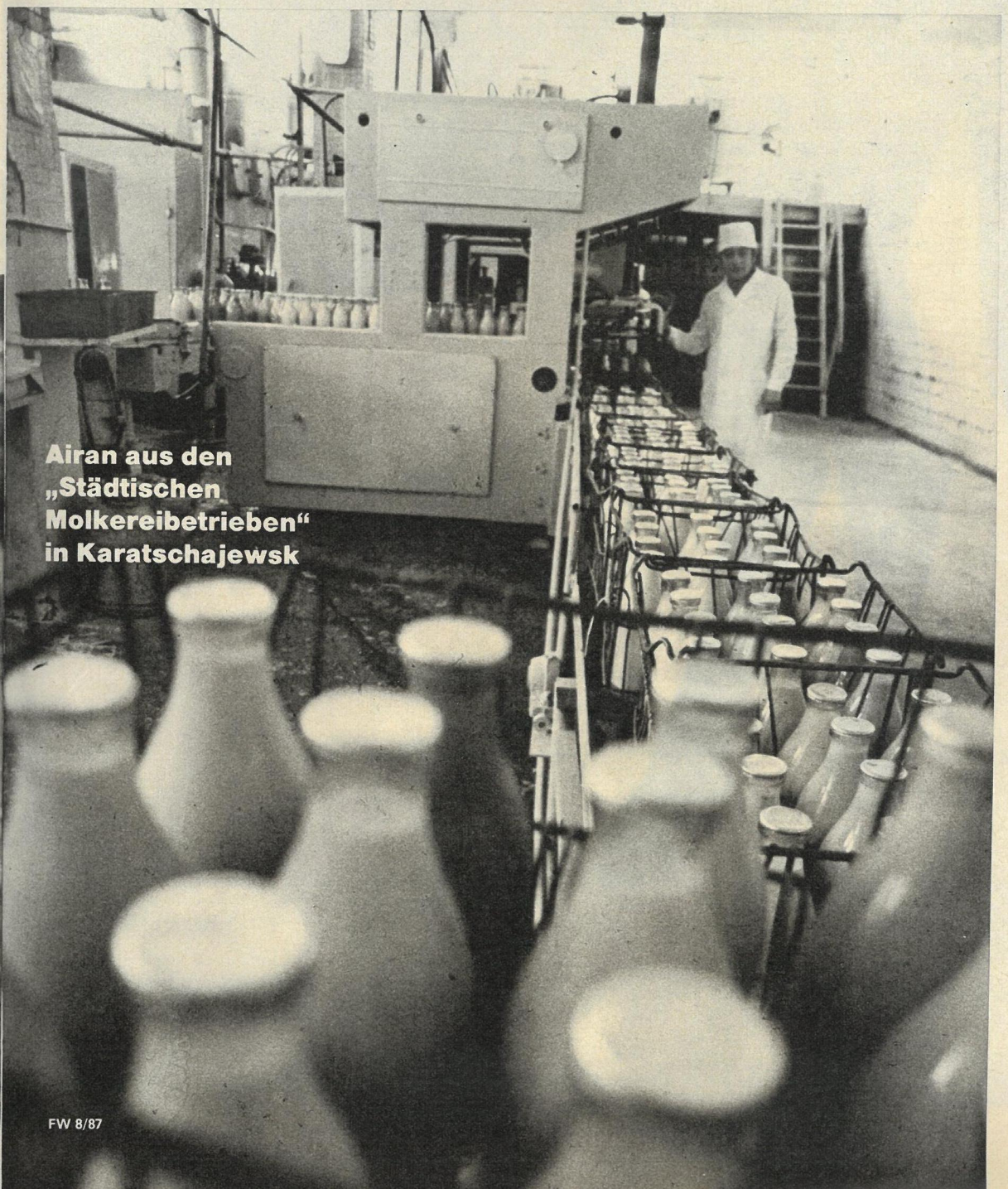
Als wir das Sanatorium verlassen, wird gerade an jeden Patienten das fünfte Airan-Glas des Tages ausgeschenkt…

Die höchste Erhebung des Kaukasus auf karatschaiisch-tscherkessischem Gebiet ist der Dombai-Ulgen, was übersetzt „getöteter Wisent" heißt. Wer nicht nur Wisente, sondern auch Bären, Kaukasische Steinböcke, Bergziegen, Gemsen, Luchse, Greifvögel… zu Gesicht bekommen will, muß das Naturmuseum Teberda besuchen, wo sich die Tiere hinter Gittern zeigen lassen müssen. Vom 83 400 Hektar großen Staatlichen Naturschutzpark kann er sich lediglich vom Direktor Dshapar Salpagarow berichten lassen, daß es sich hier zum Beispiel 137 Arten von Wirbeltieren und 150 Vogelarten wohlergehen lassen, zu sehen bekommen wir sie während der kurzen Zeit unseres Aufenthaltes nicht. Auch nur wenige der im Reservat wachsenden 1175 Blütenpflanzen – wovon 186 Arten nur im Kaukasus vorhanden sind – können wir mit eigenen Augen bewundern. Wir müssen uns vom Direktor von den fleischfarbenen Orchideen, den weißen Anemonen, dem blauen Enzian… vorschwärmen lassen; denn für uns hießt es – es wird schon dunkel – nach Tscherkessk zurückzuschwärmen.

Großmutter Ssapra – wie sie in ihrem Dorf Utschkeken alle nennen – hat zwei ihrer Nachbarinnen zum Handarbeitsstündchen eingeladen. Obwohl wir ungeladen sind, müssen wir uns erst einmal kräftig an allem laben, was die Küche hergibt, wenigstens von allem ein „Syjly ßjujekle", ein „Ehrenbissen", darf nicht abgeschlagen werden. Was es in Utschkeken aber auch für einen vorzüglichen Honig gibt! Bald schon verwandeln wir das geplante Spinn- und Strickstündchen in ein Plauderstündchen über alt-karatschaiische Bräuche. So durften früher – und früher, das ist immer vor der Revolution und oft auch noch Jahrzehnte danach – die Braut, der Bräutigam, die Eltern und die Verwandten der Braut, erstaunlich, aber wahr, nicht an der Hochzeit teilnehmen, das war ungeschriebenes Bescheidenheitsgesetz; so war es bei den Karatschaiern Sitte, daß nach dem Tod des Vaters auch der jüngste Sohn – wenn er sich durch besondere Fähigkeiten auszeichnete – die Leitung der Wirtschaft übernehmen durfte; so gab es bei den Karatschaiern – meint Großmutter Ssapra – keine Willkür in der Familie, denn der Familienrat, der „jujjur onou", dem alle männlichen Familienmitglieder und das Haupt der weiblichen Hälfte des Hauses, die „jujjur bijtsche", angehörten, konnte Entscheidungen rückgängig machen; so wurde die alte hinfällige Mutter – wenn der Vater schon tot war – stets vom jüngsten Sohn aufgenommen; so durfte die Ehefrau ihr ganzes Leben lang kein einziges Wort mit den Eltern ihres Mannes sprechen; so gab es den Brauch, der Braut zuerst eine „Wollkämmerin", also ein Mädchen, und erst dann einen „Hirten", also einen Knaben zu wünschen. War allerdings auch das zweite Kind ein Mädchen, bekam es den Namen „Boldu", was übersetzt etwa „Es ist genug" heißt.

Im Institut für Ethnographie, Sprache, Literatur

Im Sanatorium „Alibek“: zusätzlich zur „Inhalation der Naturfaktoren“



Airan aus den „Städtischen Molkereibetrieben“ in Karatschajewsk

УШАКЪГЪА ЧАКЪЫРАБЫЗ

Газетни редакциясы бюгюн «Ушакъгъа чакъырабыз» деген рубрика бла Лайпанланы Рашидни талай материалын басмалайды. Ала журналист кеси кёзю бла кёрген затланы тамалында джазылгъандыла. Бизни бюгюнгю джашаубузгъа келишмеген быллай осал затланы башхала да эслей болурла.

Аллай кемликлени къоратыр ючюн, не этерге керекди? Адамлыкъ шартланы, ашхы адетлени хар ким да сакъларча, сыйларын тюшюрмей джашарча болум къурауда хар адамны энчи борчун, джууаблылыгъын неде кёресиз?

Кёлюгюзге келгенни джазыгъыз, письмоларыгъызны сакълайбыз.

Schriftprobe aus der karatschaiischen Tageszeitung

Schriftprobe aus der tscherkessischen Tageszeitung – beide Schriften werden mit kyrillischen Buchstaben wiedergegeben und haben Zusatzzeichen.

● Буьгуьн стахановшы козгалыстыиъ басланувынынъ 50 йыллыгы белгиленеди. Сол куьнди тийисли синше йолыгув бойынша областътынъ куллыкшы коллективлери коьтеринки социалист борышлар алган эдилер. Тоьменде сол борышлардынъ, толувлары акында кишкей хабарларды баспалаймыз.

Sprache: Die Sprache der Karatschaier ist eine Turksprache, die der Tscherkessen gehört zur kaukasischen Sprachfamilie und ist der adygeischen und kabardinischen Sprache sehr ähnlich.

Presse: Es erscheinen die Gebietszeitungen „Leninni Bairagly“ („Die Fahne Lenins“) auf karatschaiisch, „Lenin Nut“, („Der Leninsche Sonnenstrahl“) auf tscherkessisch, „Lenin Joly“ („Der Leninsche Weg“) auf nogaiisch, „Leninskoje snamja“ („Das Leninsche Banner“) auf russisch und „Kommunism Alaschara“ („Das Licht des Kommunismus“) auf abasinisch. Die erste Zeitung in tscherkessischer Sprache erschien 1923, in karatschaiischer Sprache 1924.

Sprichwörter der Karatschaier und Tscherkessen

Teurer noch das Vaterland als das Vaterhaus.

Am Tisch ein Wolf, bei der Arbeit ein Toter.

Wo keine Hunde sind, bellt der Fuchs.

★

Die Heimat muß man auf Händen und im Herzen tragen.

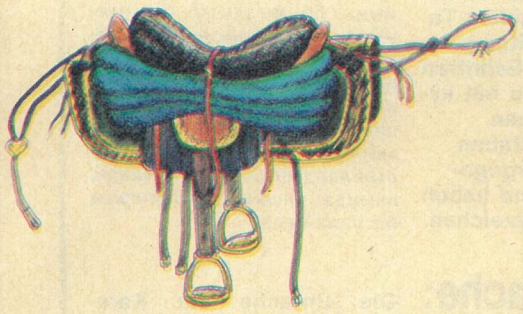
Lobe das Alte, aber nimm das Neue.

Gemeinsam können neun Mäuse den Deckel eines Fasses verschieben.

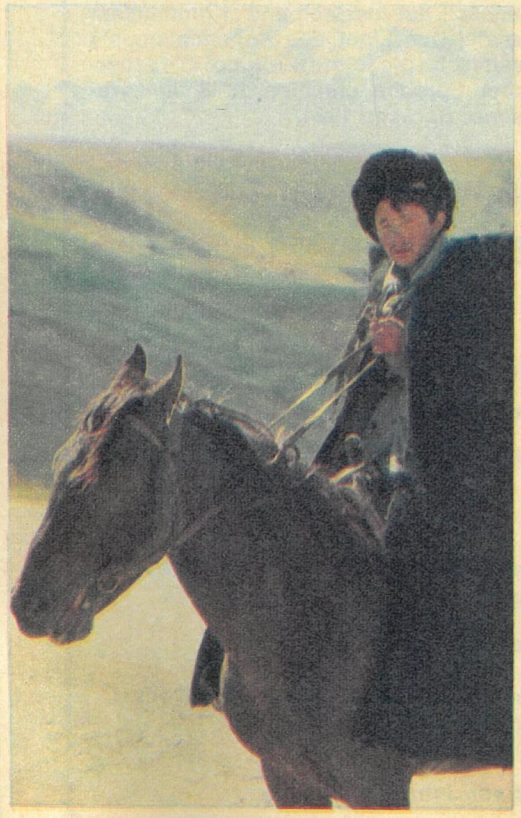
Deutsch von Johann Warkentin

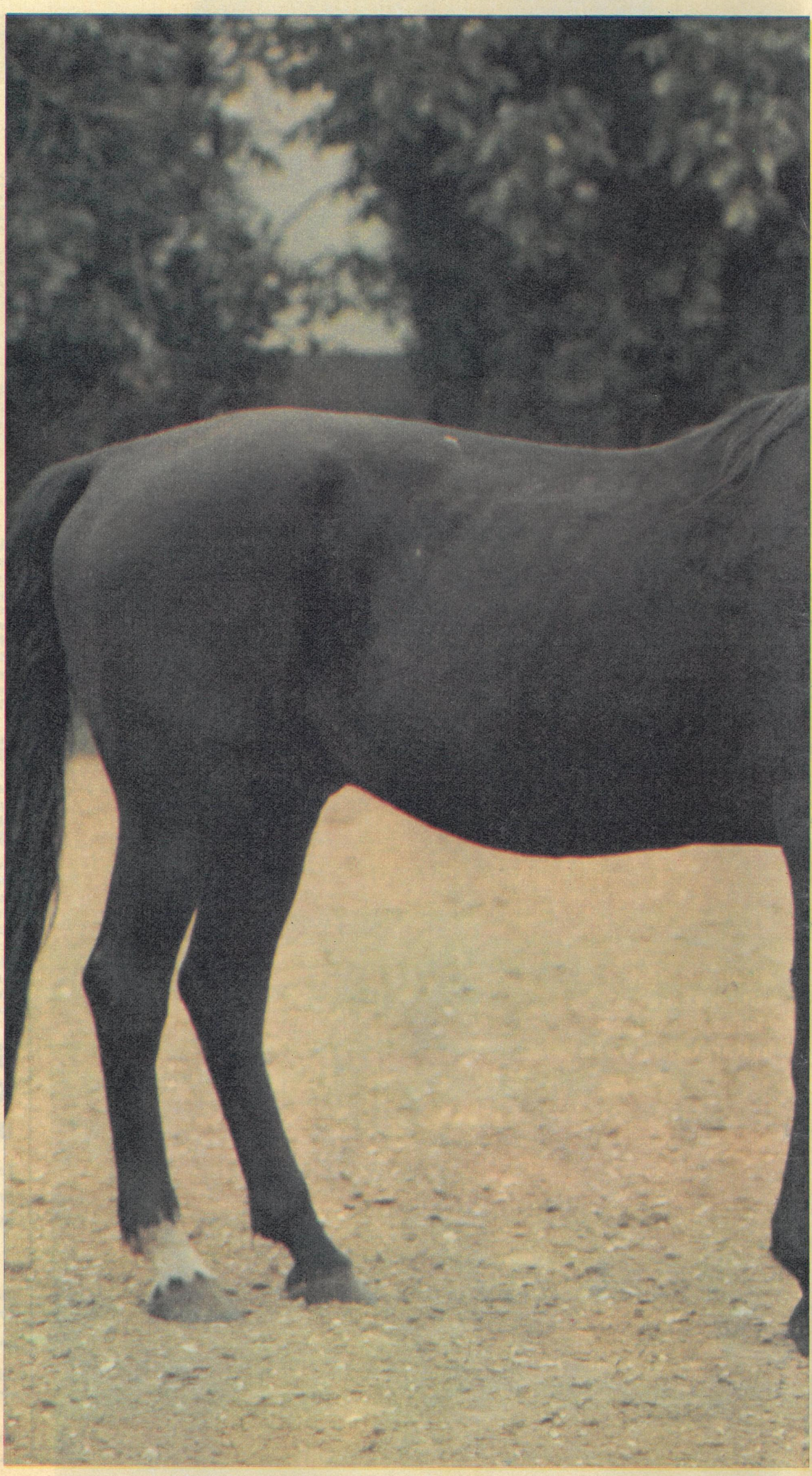
Karatschaier & Tscherkessen

Zitat: Jean-Charles de Bess (etwa 1799 bis etwa 1838, ungarischer Wissenschaftler, bereiste 1829 den Nordkaukasus): „Die Karatschaier züchten Pferde einer wunderbaren Rasse, unter ihnen gibt es solche, die in Europa bis zu zweitausend Franken kosten würden. Ich kenne keine andere Pferderasse, die für das Reiten an steilen Bergeshängen besser geeignet und unermüdlicher wäre."

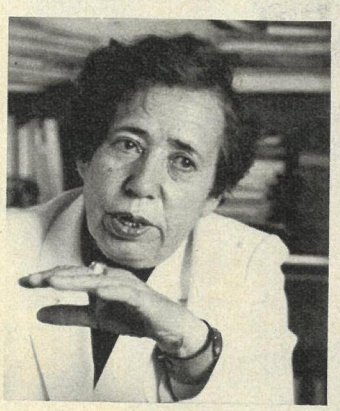


Pferdezucht: Die karatschaiische Pferderasse ist auch heute noch weltberühmt. Im 1930 gegründeten Zuchtsowchos gibt es 1300 Pferde und Vorbestellungen aus Dänemark, Holland, Italien, der BRD ...





Preis für Pferde der Karatschaier Rasse: bis zu eine Million Dollar



Chalimat Bairamukowa

Es gibt keine unschönen Frauen

Es gibt keine unschönen Frauen,
was immer man sagt oder schreibt.
Der liebende Mann entdeckt staunend,
was für andere unbemerkt bleibt.

Die Zeit kommt auf Touren, genau so
wie kurz vor dem Start der Motor...
Es gibt keine unschönen Frauen!
Ja, glücklose – die kommen vor...

Es wechseln sich Sonne und Schauer,
und nichts währt für ewig, doch gibt's
gleichwohl keine unschönen Frauen,
egal, ob verliebt, ob geliebt.

Die Zeit kann den Liebreiz nicht mindern,
wenn auch die Jahrzehnte vergehn...
Wie sehn ihre Mutter die Kinder?
Und deshalb ist jede Frau schön?

Mag Sturm durch die Straßen rasen,
mag Eis überziehn den Asphalt.
Es wird, solang Freunde noch da sind,
die Frau garantiert niemals alt.

Die Liebe der Frau ist von Dauer
und kann jedes Leid überstehn...
Es gibt keine unschönen Frauen.
Nur gilt's, ihre Schönheit zu sehn.

Deutsch von Johann Warkentin

Rassul Gamsatow, der awarische Dichter aus Dagestan, über Chalimat Bairamukowa: „Diese stimmungs- und charaktervolle Dichterin hat eine unverwechselbare, echt poetische Stimme. Sie weiß anhand von ganz gewöhnlichen alltäglichen Tatsachen Wichtiges und Zartes, Großes und Dramatisches auszudrücken."

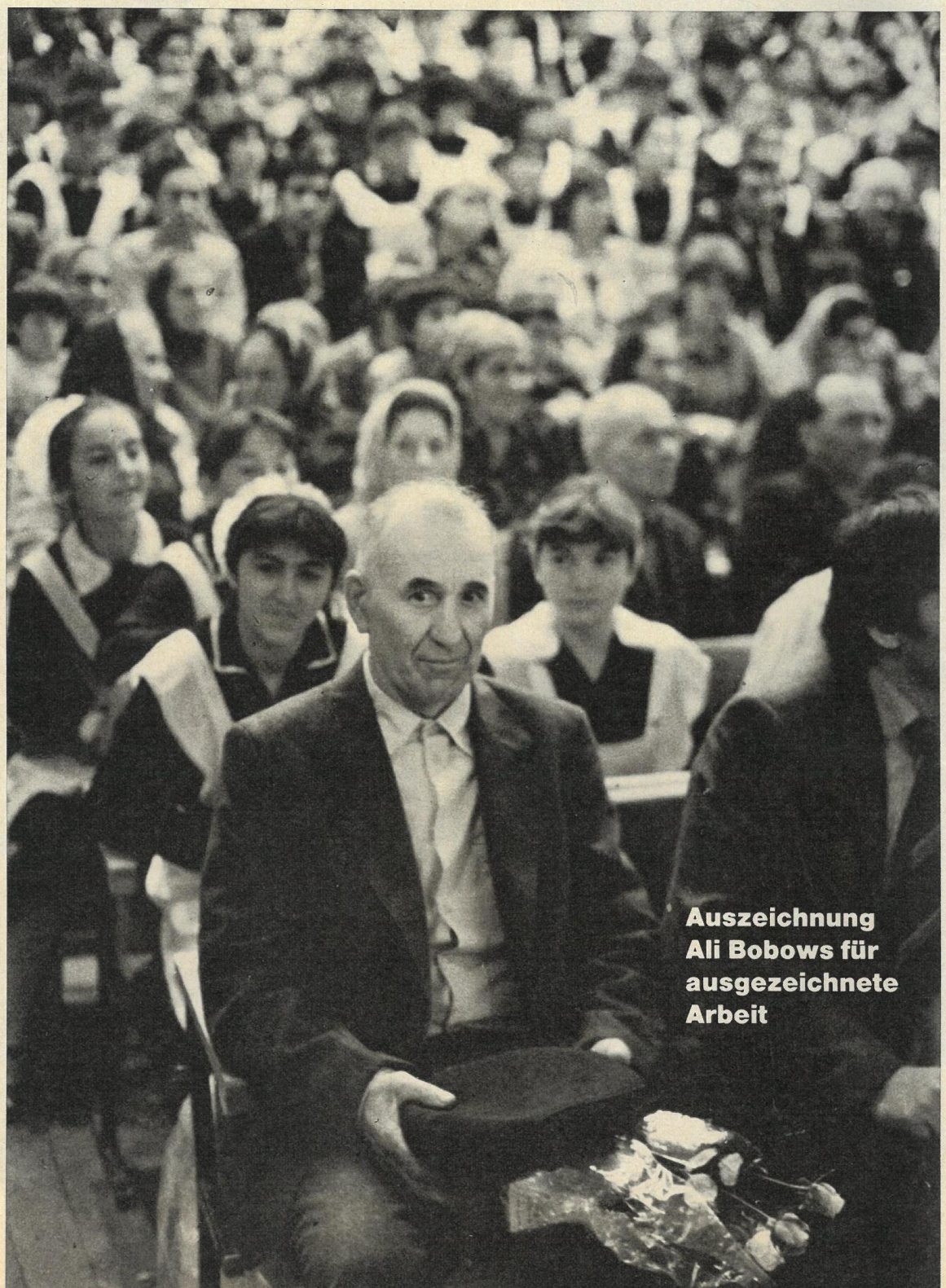
Literatur: **Weder die Karatschaier noch die Tscherkessen hatten vor der Großen Sozialistischen Oktoberrevolution eine eigene Schriftsprache. Das bedeutendste Werk ihres mündlichen Volksschaffens ist das „Nartenepos". Eine Schriftsprache erhielten sowohl Karatschaier als auch Tscherkessen Anfang der zwanziger Jahre unseres Jahrhunderts. Ende der zwaniger Jahre erschienen die ersten Gedichte und Erzählungen, 1930 der erste Roman „An den Ufern des Flusses Selentschuk" von den Tscherkessen Ch. Abukow und W. Tschernyschew.**

und Geschichte hatte uns der karatschaiische Wissenschaftler Dr. Ibragim Schamanow davon erzählt, daß viele Sitten und Bräuche nur mit Gesetzeskraft abgeschafft werden konnten. Zuwiderhandlungen ahndete das Gesetz ab 1928 mit empfindlichen Strafen: zum Beispiel Brautraub und zwangsweise Eheschließung mit zwei Jahren Gefängnis; Eheschließung mit Minderjährigen mit bis zu drei Jahren Gefängnis; Eheschließung mit Personen, die die Geschlechtsreife noch nicht erreicht hatten, mit bis zu acht Jahren Gefängnis; Zahlung und Annahme von Brautgeld mit einem Jahr Freiheitsentzug und Geldstrafe und Zwangsarbeit. Vielweiberei – die Karatschaier waren Mohammedaner – brachte Zwangsarbeit bis zu einem Jahr ein. „Am wichtigsten aber war", so Dr. Schamanow, „die Aufklärung der Bevölkerung, vor allem der Frauen. Zu ihrer ersten Gebiets-Konferenz 1921 kamen noch alle Frauen in Begleitung ihrer Männer und Brüder, 1928, zur Konferenz der Gebirglerinnen des Nordkaukasus, fuhren sowohl die Karatschaierinnen als auch die Tscherkessinnen bereits allein. Das Brautgeld zum Beispiel macht uns – in veränderten Form – heute noch zu schaffen. So ist noch immer ein Geschenkaustausch zwischen den Eltern üblich, und es ist auch noch Brauch, daß die Eltern des Bräutigams dreihundert bis tausend Rubel an die Eltern der Braut zahlen. Die Zeremonie des Brautgeldes ist – in veränderter Form – sehr zählebig."

„Großmutter Ssapra", frage ich, „wieviel Brautgeld hat man für Sie gezahlt?" – „Ich war ein teures Mädchen: Ich kostete eine Kuh, ein Kälbchen und vier Hammel."

Leningrader Blockade – sie traf 2,8 Millionen Menschen, alles Zivilisten. Eine von ihnen war Jekaterina. 1941 – als die Faschisten am 8. September mit ihrem Durchbruch nach Schlüsselburg, heute Petrokrepost, Leningrad vom Festland abschnitten – war sie elf Jahre alt. Der Vater war an der Front, die Mutter arbeitete in der Leningrader Rüstungsindustrie.

Heute ist Jekaterina Gukowa 57 Jahre alt, mit einem Tscherkessen verheiratet, sie haben sechs Kinder. Ihr Schicksal ist eines von vielen Leningrader Kindern, von Kindern, die durch die Evakuierung aus Leningrad gerettet werden konnten. Jekaterinas Vater war da schon, 1942, an der Front gefallen, die Mutter in Leningrad verhungert. „Hunger und Kälte und überall Tote", das ist Jekaterina Gukowas Erinnerung an die ent-



Auszeichnung Ali Bobows für ausgezeichnete Arbeit

Metalltreibarbeiten – Schulfach bei den Tscherkessen

setzlichen Blockadetage. Über 300 von den 872 Tagen hat sie miterlebt. „Ich weiß nicht, wieviel Brot wir damals bekamen, aber es war nur ein winzig-kleiner Kanten."
Wir wissen: Die Ration für einen Arbeiter betrug knapp 300 Gramm Brot am Tag, alle anderen Einwohner erhielten nicht einmal 150 Gramm. Hunger und Kälte rafften 641 803 Menschen dahin, viele starben vor Erschöpfung auf der Straße. Auch Jekaterinas Mutter auf ihrem zehn Kilometer langen Fußweg von der Arbeit nach Hause.
Am 21. Dezember 1941 endlich war der Ladoga-See zugefroren. Diese „Straße des Lebens" ermöglichte es, Lebensmittel in die Stadt zu bringen und Menschen aus der Stadt zu evakuieren. 1,2 Millionen Einwohner wurden über die „Straße des Lebens" – unter Artilleriebeschuß und Bombenhagel – aus der Stadt gebracht, darunter 414 146 Kinder, vor allem die Waisen. Jekaterina weiß nicht, was aus ihrer Schwester geworden ist, auch von ihrem Bruder hat sie nie mehr etwas gehört. „Mich jedenfalls las man auf der Straße auf, ohnmächtig, nahe dem Hungertode." 98 Waisenheime gab es damals in Leningrad, Jekaterina hatte den Weg in ihr Heim an jenem Tage nicht mehr geschafft. „Als ich zu mir kam, befand ich mich auf einem Lastkraftwagen, der über Eis fuhr. Wir waren etwa fünfzig Kinder, darunter viele kleine. Ich wollte mich um sie kümmern, aber ich hatte keine Kraft. Ich weiß nur noch, daß wir später auf Pferdefuhrwerke umgeladen wurden und viele Tage unterwegs waren. Wohin wir fuhren, wußte ich nicht."
Die Kinder Leningrads wurden größtenteils in das Gebiet Jaroslawl, in die mittelasiatischen Republiken, in den Ural und nach Sibirien gebracht. Bis auf den heutigen Tag erinnert sich Jekaterina Gukowa an den Augenblick, wo sie, schon im Kaukasus, eine Rast einlegten. „Ich habe später erfahren, daß es am Ufer des Bolschoi Selentschuk war. Einige Frauen, die hier in der Nähe auf dem Feld arbeiteten, kamen angelaufen, betrachteten uns und weinten. Sie wußten ja, was in Leningrad Schreckliches vor sich ging. Eine der Frauen kam auf mich zu, nahm mich an die Hand. Obwohl sie etwas zu mir in einer Sprache sagte, die ich nicht verstand, war ich gleich bereit, mit ihr zu gehen. Sie hatte so gute Augen, ganz große, ganz schwarze. Ich habe es niemals bereuen müssen, daß ich mich damals so vertrauensvoll von Fatima Achdurachmanowa an die Hand nehmen ließ." Der Mann der Tscherkessin Fatima Achdurachmanowa war damals an der Front, sie hatte einen zweijährigen Sohn. „Fatima Achdurachmanowa war eine arme Bäuerin, sie besaß nicht einmal mehr eine Kuh. Trotzdem habe ich von da an nie mehr Hunger leiden müssen, sie bekam ihren zwei Jahre alten Sohn und mich immer satt."
Zu einem Vater kam Jekaterina Gukowa nicht mehr, Fatima Achdurachmanowas Mann fiel an der Front. Auch ihr neues Brüderchen war Jekaterina Gukowa nicht lange vergönnt, er starb, drei Jahre alt, an Tuberkulose.
Aber Fatima Achdurachmanowa hatte nun eine Tochter, bekam einen Schwiegersohn und sechs Enkelkinder, „die sehr an ihr hängen. Mutter Fatima", sagt Jekaterina Gukowa, „ist jetzt fünfundachtzig Jahre alt und sehr krank, ich gehe täglich zu ihr."
Jekaterina Gukowa war zwanzig Jahre alt, als sie einen tscherkessischen Schafhirten heiratete, sie selbst ist Kolchosbäuerin. Zwei Töchter der Gukows sind Verkäuferinnen, eine ist Konditorin; zwei Söhne sind Kraftfahrer, und Murat geht in die 8. Klasse. Hat sie Leningrad inzwischen mal besucht? „Ja, einmal. Aber meine Heimat ist hier."
Jekaterina Gukowa war damals nicht die einzige, die von mitleidigen Tscherkessinnen adoptiert wurde. Fünf weitere russische Mädchen und drei russische Jungen haben in Karatschajo-Tscherkessien ihre Heimat gefunden.

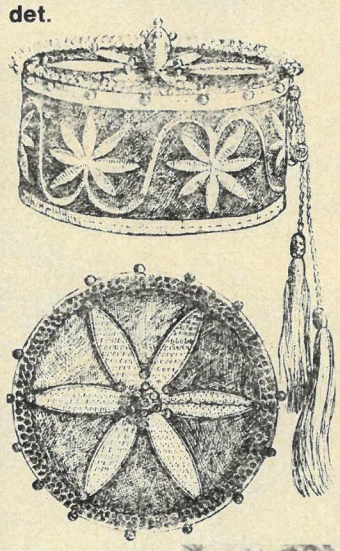
„Blockadekind" Jekaterina Gukowa mit Murat

Karatschajo-Tscherkessiens landwirtschaftliche Nutzfläche ist etwa zur Hälfte Weidefläche. Überall trifft man hier Rinder, geradezu auf Schritt und Tritt Schafe. Auf schwarze und weiße. Die schwarzen Schafe sind sozusagen die Alteingesessenen hier. Aus ihrer schwarzen Wolle werden seit alters Filzstiefel und Burkas (S. 46), die gewaltigen gewalkten Filzumhänge hergestellt, unter denen sich die Hirten bei Wind und Wetter warm und geborgen fühlen können. Aber ein schwarzes Schaf zu sein, tut auf Dauer nirgendwo gut, auch nicht in Karatschajo-Tscherkessien. Und so mühten sich die Wissenschaftler, allen voran Professor Dr. Semjonow vom Allunions-Forschungsinstitut für Schaf- und Ziegenzucht, und die Schafhirten, allen voran Chyissa Ishajew, seit Jahrzehnten aus schwarz weiß zu machen. Vor drei Jahren endlich bestand die neue Rasse die staatliche Prüfung und erhielt auch gleich den wohlklingenden Namen „Berg-Korridel". Streichelt man ein solches Schaf, hat man das Gefühl, in ein molliges Mohair-Woll-Knäuel zu greifen. Da wir aber nicht nur zugreifen, sondern auch begreifen wollten, was hier züchterisch vor sich gegangen ist, machen wir 2800 Meter hoch in den Bergen den in ganz Karatschajo-Tscherkessien namhaften Oberhirten Ishajew vom Kolchos „Oktjabr" ausfindig.
Chyissa Ishajew war schon Hirt, als in ganz Karatschajo-Tscherkessien nur grobwollige Schafe der Karatschai-Rasse gezüchtet wurden, weil man glaubte, nur sie könnten sich den harten Bedingungen einer Viehhaltung auf Hochgebirgsweiden anpassen. Eine Verordnung des Rates der Volkskommissare verordnete dann am 7. März 1936 ein Umdenken: Feinwollige Schafe

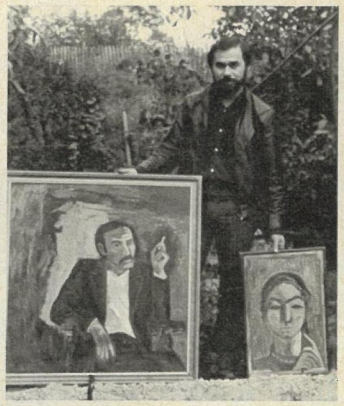
Fraulich-trauliches Handarbeitsstündchen im Dorf Utschkeken

Karatschaier & Tscherkessen

Kunst: In der Volkskunst der Karatschaier und Tscherkessen waren die Goldstickerei, die Holzschnitzerei und Bastmattenflechtarbeiten aus Sumpfgras sehr verbreitet. In neuerer Zeit widmen sich die Karatschaier vorrangig der Herstellung gemusterter Filze, die Tscherkessen der Juwelierkunst. Anfang der siebziger Jahre wurde der Gebietsverband Bildender Künstler gegründet.



Goldbestickte karatschaiische Frauenkäppchen



Dem tscherkessischen Maler Muchadin Kardanow begegneten wir im Künstleratelier von Tscherkessk. Er hat 1970 die Fachschule der Künste in Krasnodar absolviert und ist seit 1975 Mitglied des karatschaiischen-tscherkessischen Verbandes der Bildenden Künstler. Sein Vater ist Maurer, die Mutter arbeitet im Kolchos, er ist der erste Künstler in der Familientradition. Muchadin Kardanow widmet sich vorrangig der Porträtmalerei: links der abasinische Maler und Grafiker Nurbij Dshandarow, rechts eine junge Frau aus seinem Heimatdorf.

Den karatschaiischen Künstler Magomed Chabitschew besuchten wir in seinem Heimatdorf Utschkeken. Er hat die Pädagogische Hochschule in Karatschajewsk besucht, entsprechend seiner Begabung die künstlerisch-grafische Abteilung. Er war einige Jahre Zeichenlehrer, ist heute freischaffend, arbeitet in Holz, Stein, Gips. „Am meisten interessieren mich die Alten meines Dorfes, die Hirten und Schäfer mit ihren ausdrucksstarken Gesichtern und – Themen des Kosmos, weil ich da meiner Phantasie freien Lauf lassen kann."

„Lebende Wollfabriken": Schafe der neuen Rasse „Berg-Korridel"

sollten – bei gleichbleibendem Klima – gezüchtet werden. Zwar waren Karatschajo-Tscherkessiens Schafe schon 1960 zu 73 Prozent feinwollig, brachten aber eine zu niedrige Fleisch- und Wollproduktivität und waren gegenüber den harten klimatischen Bedingungen zu wehleidig. Chyissa Ishajew erklärt uns nun geradezu mit Schafsgeduld, was man alles für Liebesbeziehungen zwischen den Mutterschafen der Karatschai-Rasse und wer weiß was für nordkaukasischen und Lincoln-Böcken ausprobieren mußte, bis als Frucht dieser Schafsliebe das Berg-Korridel geboren war. Mit der Liebe von Schaf zu Schaf ist es übrigens seit 1980 vorbei, nachdem fast der gesamte Zibbenbestand künstlich besamt wird. Ich bitte Chyissa Ishajew, uns die Vorzüge eines Berg-Korridels zu beschreiben, damit wir es auch mit den richtigen Augen betrachten können. „Unsere Berg-Korridel verfügen über eine kräftige Konstitution", antwortet er, „ein gutes Erscheinungsbild, ein hohes Lebendgewicht, sind frühreif und erreichen eine hohe Wollproduktivität. Ihre Wolle wird bis zu achtzehn Zentimeter lang, ist kräftig, seidig und verfügt über einen Lüsterglanz und eine angenehm grobe Kräuselung. Das Vlies ist von weißer Farbe, hat eine Stapel-Zopf-Struktur, eine mittlere Dichte und eine gleichmäßige Faserlänge." In den besten Rasseherden – natürlich ist Chyissa Ishajews eine davon – beträgt der Schurertrag an gewaschener Wolle fast vier Kilogramm, und die Fruchtbarkeit der Zibben etwa 150 Lämmer pro 100 Mutterschafe. Inzwischen verkauft Karatschajo-Tscherkessien bereits Rasse-Bocklämmer nach Armenien, Aserbaidshan, Tschetscheno-Inguschien, Kasachstan, Gorno-Altai, in die Ukraine.

Gibt es auch noch Probleme? frage ich. „Ja", antwortet Chyissa Ishajew, „nach wie vor mit der Futterversorgung. Es müssen unbedingt mehr bewässerte Böden für die Futtergewinnung genutzt und der Anbau von Futterkulturen auf berieselten Flächen erhöht werden. Im Kolchos ‚Weg zum Kommunismus' ist der Ertrag nach der Schaffung eines Berieselungssystems bei mehrjährigen Gräsern und Silokulturen von 0,5 Tonnen pro Hektar auf 12,8 Tonnen pro Hektar gestiegen. Wichtig ist, den Bedingungen des Gebietes entsprechend, Möglichkeiten zur Ertragssteigerung zu finden. Für unsere Region hat sich der Bewässerungsackerbau als richtig erwiesen."

Da man in Karatschajo-Tscherkessien aber auch heute noch auf Herden schwarzer Schafe trifft, interessiert mich, warum sie noch geduldet werden. „Nach wie vor", sagt Chyissa Ishajew, „wird ihre Wolle zu Filz verarbeitet und ihr Fleisch ist schmackhafter, was sich auch im Preis ausdrückt. Das Fleisch vom weißen Schaf kostet 2 Rubel 5 Kopeken das Kilogramm Lebendgewicht, das Fleisch vom schwarzen 3 Rubel 8 Kopeken."

Bliebe zu sagen, daß auch ein schwarzes Schaf sein Gutes haben kann.

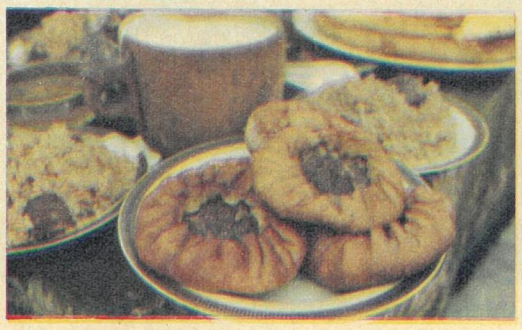
Bis in unsere Tage bevorzugen die Karatschaier das Leben in den Bergen, die Tscherkessen halten es mehr mit der Ebene und der Vorgebirgszone. Sie sind, wie Juri Gegyguschew, Erster Sekretär des Rayonkomitees der KPdSU von Chabesk es formuliert, „der Erde näher. Achtzigtausend Hektar Land werden im Chabesker Rayon bestellt, vor allem mit Getreide, Sonnenblumen, Kartoffeln, Gemüse, auch mit Obst und: mit Zuckerrüben. Überhaupt begegnet man den süßen Rüben überall im Land; denn in Adyn Chalk befindet sich die größte Zuckerfabrik des Nordkaukasus."

Auf dem XXVII. Parteitag wurde gefordert, die jahresdurchschnittliche Bruttoproduktion der Landwirtschaft in der RSFSR um etwa 15 Prozent zu steigern. Bei Zuckerrüben zum Beispiel wird ein Ertrag von 31 bis 32 Millionen Tonnen angestrebt. Da müssen auch die Karatschaier und Tscherkessen überlegen, wie die Böden noch intensiver zu nutzen sind. Gegenwärtig werden sechstausend Tonnen der unansehnlichen Süßen hier täglich verarbeitet; um die modernen Anlagen voll auszunutzen im Vier-Schicht-Betrieb rund um die Uhr. Eine der dreihundertzwanzig Zuckerarbeiter, Swetlana Kaja, dazu: „Schichtarbeit war besonders für uns Frauen eine große Umstellung. Schließlich wartet daheim noch Haus und Hof auf uns, die Kinder, eigenes Vieh. Schichtarbeit ist nur zu bewältigen, wenn man vielen alten Sitten und Bräuchen den Rücken kehrt, wenn unbedingt auch der Mann im Haus mit zupackt."

Nun sind wir in Chabesk zu Gast in der tscherkessischen Familie Bobow. Ali Bobow hatten wir schon im Kulturhaus kennengelernt, wo er zu-

Karatschaier & Tscherkessen

Abasinisch: gekochtes Geflügel (Huhn oder Pute) mit Knoblauchsoße aus Maismehl.

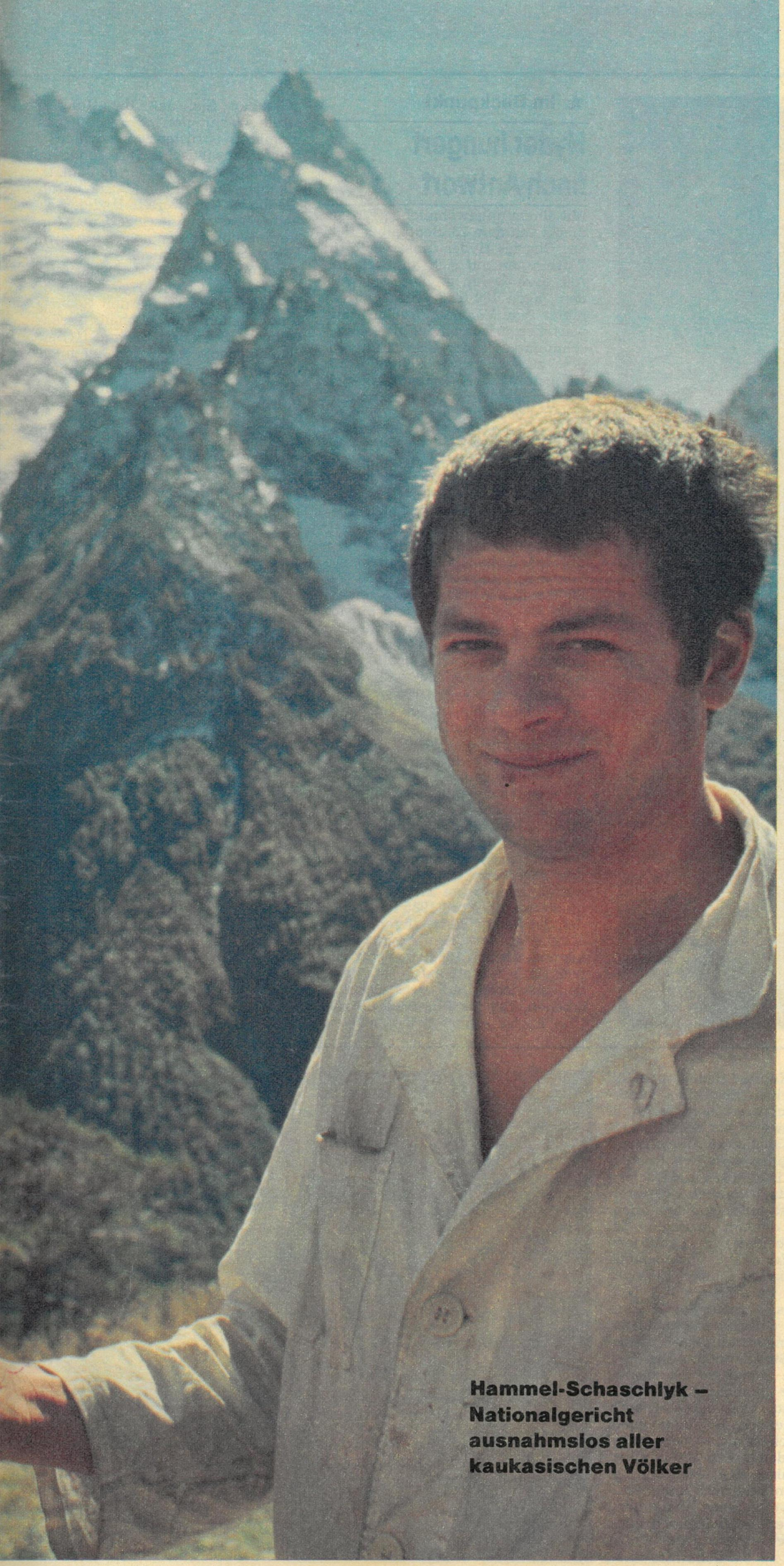


Karatschaiisch: süßer Plow, mit Hackfleisch gefüllte Fladen, die man hier Piroggen nennt, und natürlich Airan – in irdenem Topf.

Nogaiisch: eine Bonbonchalwa, süß- sichtbarer Hinweis, daß es sich um eine Festtafel handelt.

Tscherkessisch: Schaschlyk für 6 Personen
Zutaten: 1200 g Hammelspeck, 400 g Leber, 200 g Tusluk (für die Soße Tusluk benötigt man 300 g Airan – oder ersatzweise Bouillon –, 80 g, Knoblauch, Salz nach Belieben). Den Speck in rechteckige Scheiben zu je 30 bis 40 g schneiden, darauf Leberstückchen legen, mit Tusluk bespritzen und zu „Rouladen" rollen. Die „Rouladen" auf Spieße stekken und auf glühenden Kohlen braten, öfter mit Tusluk bespritzen.

In den vier nationalen Küchen Karatschajo-Tscherkessiens haben wir einerseits viele Gerichte angetroffen, die wir uns ähnlich schon bei anderen kaukasischen Völkern schmecken ließen, obwohl sie hier ganz anders heißen. Andererseits werden einige, dem Namen nach gleiche Speisen aus ganz anderen Lebensmitteln zubereitet. Eine echte Entdeckung für uns war, daß der – besonders bei den Kindern – so beliebte Puffmais eine „Erfindung" der Karatschaier ist.



Hammel-Schaschlyk – Nationalgericht ausnahmslos aller kaukasischen Völker

sammen mit anderen Kollegen für ausgezeichnete Arbeit auch ausgezeichnet wurde. Er ist, seit 1953 übrigens, Kraftfahrer. Maßstab für die Einschätzung der Arbeit ist die Transportleistung in einem bestimmten Zeitraum und die Wagenpflege. Auch in Chabesk ist es neuer schöner Brauch – wir haben darüber schon in unserem Beitrag über die Abasiner (FW 11/86) berichtet –, zur Urkunde und klingenden Münze Gesang und Tanz dazuzugeben; man hatte extra das Tanzensemble „Elbrus" verpflichtet. Die Familie Bobow hat vier erwachsene Kinder – ein Sohn ist Chefagronom, einer Bauarbeiter, eine Tochter ist Köchin, eine Kassiererin – und neun Enkelkinder. Alle Ehepartner sind tscherkessischer Nationalität. Ali Bobow dazu: „Wir hätten mit Vergnügen auch Schwiegersöhne und Schwiegertöchter anderer Nationalitäten akzeptiert."

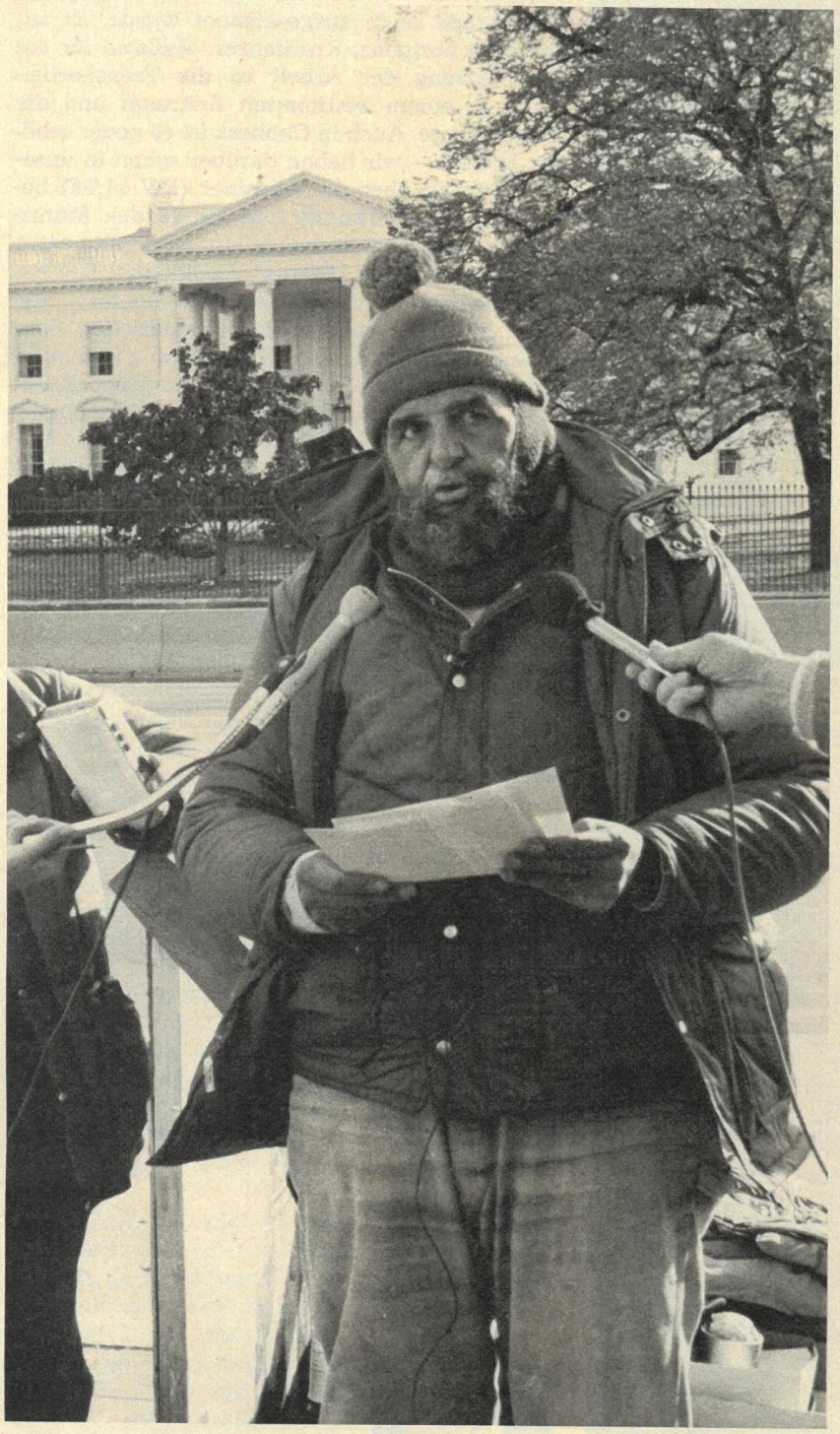
Lussa Bobowa ist Kolchosbäuerin, ihre Liebe – auf dem Feld – gehört den Zuckerrüben. Die erste Rübenzuckerfabrik der Welt entstand übrigens erst 1801, im damaligen Kunern (Schlesien), angefeindet vor allem von den Rohrzuckerkonkurrenten. Davon weiß Lussa Bobowa nichts, auch für sie ist Zucker inzwischen schon kein Genußmittel mehr, sondern ein Nahrungsmittel, auf dem für uns reichgedeckten Tisch nur notwendiges Zubehör. Wie steht es denn bei den Bobows mit der Haushaltshilfe des Mannes? Lussa Dadumowna: „Das ist etwas, wo bei uns noch alles beim alten geblieben ist, da mache ich alles allein. Aber bei meinen Töchtern Sarema und Najuna, da müssen die Männer tüchtig ran. Meine Schwiegersöhne kennen sich perfekt aus, auch in Küche und Kinderzimmer." Auch die Söhne? „Auch die Söhne, obwohl sie das bei uns zu Hause nicht kennengelernt haben."

Und bei den Eltern Bobows ist es bis auf den heutigen Tag zum Beispiel so, daß weder die Enkelkinder mit am Tisch essen dürfen, noch die Töchter und Schwiegertöchter, deren eine Verkäuferin, die andere eine Lehrerin ist...

Zwanzig Jahre alt war die tatkräftige Irina Sacharowa, als sie sich auf den Weg machte, um den Karatschaiern und Tscherkessen das Geheimnis der Airanherstellung zu entreißen. Sie hatte 1906 eine Molkereifachschule absolviert und wurde 1907 von der Gesamtrussischen Ärztegesellschaft zu dieser Aktion auserwählt. Aber keiner der sonst so überaus freundlich und aufgeschlossenen Bewohner Karatschajo-Tscherkessiens war bereit, das Rezept des Nationalgetränks außer Landes zu geben. Irina Sacharow mußte unverrichteterdinge abreisen. Unterwegs wurde sie von fünf schwarzmaskierten Berittenen eingeholt und gewaltsam entführt. Auftraggeber dieser „Entführung der Braut" war der tscherkessische Fürst Bek Mirsa Baitscharow, der sich in die schöne Russin verliebt hatte. Natürlich kam es zu einer Gerichtsverhandlung. Irina verzieh dem Angeklagten und bat als Gegenleistung um, na worum schon, um das Rezept zur Airanherstellung. Ab 1908 wurde das karatschaiisch-tscherkessische Nationalgetränk des Frohsinns, der Gesundheit und eines langen Lebens überall in Moskau zum Verkauf angeboten.

Heute scheint es hier wieder in Vergessenheit geraten zu sein. Oder verbirgt es sich – sollte mich mein Gaumen nicht täuschen – etwas abgewandelt hinter einer der Kefirsorten?

Zusatzfotots: FW-Archiv (2), K. Tarussowa, TASS (3); Alfred Paszkowiak (1); Karte: Jochen Arfert; Rätsel: Manfred Thaler; Recherchen: Rosa-Maria Karnopp; Gestaltung: Horst Wustrau



★ Im Blickpunkt

Hyder hungert nach Antwort

Mit einem ungewöhnlichen Einsatz macht seit dem 23. September 1986 Dr. Charles Hyder (unser Foto) in Washington auf sich aufmerksam. Als diese Zeilen geschrieben wurden, lagen 180 Tage Hungerstreik hinter ihm. Vor dem Weißen Haus wartet er auf ein eindeutiges, ungeschminktes Ja der US-Administration zu den sowjetischen Abrüstungsinitiativen, um unsere Welt von der Nuklearkriegsgefahr zu befreien. Für seine Forderung, die außerdem einen US-Verzicht auf die Politik militärischer Interventionen einschließt, stehe er mit seinem Leben ein. Das erklärte Hyder bereits am ersten Tag seiner Aktion. Fenster und Türen des Weißen Hauses aber blieben für ihn verschlossen… Wer ist dieser Mann? Charles Hyder ist Wissenschaftler, Astrophysiker, geboren am 18. April 1930, Vater von fünf Kindern. Nach seinem Studium im US-Staat New Mexico erwarb er den Doktorgrad auf dem Gebiet der Physik. 1964 verteidigte er seine zweite Dissertation zur Astrogeophysik an der Universität in Colorado. Hyder, früher Mitarbeiter der NASA, Autor von mehr als 20 wissenschaftlichen Arbeiten, stieß Anfang der 70er Jahre zur Friedensbewegung in seinem Land. Die Erfahrungen des Koreakrieges am eigenen Leibe und sein Entsetzen über den Beschuß libanesischer Ortschaften durch das US-Schlachtschiff „New Jersey" führten ihn zu dem Entschluß, selbst etwas gegen das überkommene Gewaltdenken, gegen die Kriegspolitik zu tun. Im April 1985 lernte Hyder, der keiner Partei angehört, die Mitglieder der „Anti-Atomwache" kennen, die seit 1981 vor dem Weißen Haus für atomare Abrüstung demonstrieren, und zwar ununterbrochen, Tag für Tag, rund um die Uhr. Hyder schloß sich ihnen an.

„Glauben Sie, daß Ihr Hungerstreik Washington zwingt, auf das atomare Wettrüsten zu verzichten?", fragten sowjetische Korrespondenten den Wissenschaftler im Januar, als unser Foto entstand. „Ja, daran glaube ich", antwortete Hyder. „Ich habe alles wohl überlegt: Unter unseren Bedingungen gab es für mich keine andere Möglichkeit, um aufzurütteln…" Dutzende Solidaritätsbriefe erhält Charles Hyder täglich. Besonders viele aus der Sowjetunion. Auch von Michail Gorbatschow. „Sein Brief", sagte Hyder, „beeindruckte mich und hat mich bestärkt: Die Sowjetunion kämpft wirklich gegen die atomare Gefahr." Den Vorschlag des KPdSU-Generalsekretärs, den Hungerstreik zu beenden, um am Leben zu bleiben und den Kampf mit anderen Mitteln weiterzuführen, und – falls Hyder es wünsche – zur Genesung in die UdSSR zu reisen, beantwortete der amerikanische Mahner so: „Ich habe beschlossen, meinen Streik fortzusetzen, solange ich von der Administration keine entsprechende Antwort erhalten habe… Von den neuen Schritten, die die Sowjetunion in den letzten Jahren unternimmt, bin ich begeistert… Viele amerikanische Massenmedien schweigen uns Atomwaffengegner tot. Aber wir, die die Notwendigkeit der umfassenden atomaren Abrüstung erkannt haben, werden immer mehr…" – Seit Monaten lebte Hyder nur von einigen Litern warmen, gesalzenen Wassers am Tag. Auch wenn er sparsam mit seiner Energie umging, sich warm kleidete – seine Körperreserven sind aufgebraucht, die Atrophie der Muskelzellen hat eingesetzt. Hat man nun, wo selbst eine große Zeitung der USA über Hyder schrieb, im Weißen Haus von ihm Notiz genommen? Dan Hovard, stellvertretender Pressesekretär: „Jeden Tag protestieren die Leute bei uns gegen dies und das. Das ist nicht unsere Sache."

Volker Hempel

★ Tierwelt

Reich an Schlangen

Die kürzlich abgeschlossene Zählung der in der Turkmenischen SSR heimischen Reptilien ergab, daß auf dem zu achtzig Prozent aus Wüste bestehenden Territorium nach Kopfzahl und Formenvielfalt die reichsten Schlangenbestände der Sowjetunion zu finden sind. Insgesamt wurden 27 verschiedene Arten ermittelt, darunter vier giftige: Levanteotter, Sandotter, Grubenotter und die gefürchtete Kobra (rechts). Diese mittelasiatische Form der sogenannten Brillenschlange – auf deren bei Erregung geblähtem „Halsschild" jedoch die Zeichnung mit den charakteristischen Ringen fehlt – ist durch das Vordringen des Menschen in bisher unerschlossene Gebiete stark zurückgegangen. In Turkmenien aber scheint der Schwund gestoppt. Auf einem Quadratkilometer der Wüste Karakum hausen jetzt wieder bis zu fünfzig Kobras. Biologen erblikken darin einen Erfolg des konsequenten Schutzes der ansehnlichen, zu Unrecht als bösartig verschrienen Kriechtiere – beginnend von der populärwissenschaftlichen Aufklärung in Schulen und Dörfern über die Anlage von Schonrevieren bis zu gezielten Hegemaßnahmen. Tierfänger, die mit staatlicher Lizenz die beiden „Serpentarien" (Schlangenfarmen) Turkmeniens beliefern, sind bei ihrer Tätigkeit an strenge Vorschriften des Umweltschutzes gebunden. Zum Zweck der Giftgewinnung dürfen stets nur einige Exemplare von ausgewählten Stellen entnommen werden. Dabei ergreifen die besten Fänger ihre gefährliche Beute mit bloßer Hand, weil der Gebrauch der langstieligen Schlangengabel zu Skelettschäden und verminderter Lebensdauer der Tiere führt. Die Ergebnisse der Nachzucht in Serpentarien sind noch unbefriedigend; teilweise geht man dazu über, verdiente Giftspender nach erfülltem Pensum ins Freileben zu entlassen.

Johannes Rana

★ Das Jahr '17

Alle Macht den Sowjets!

Am 7. April (20. April) erscheint in der „Prawda" Lenins Beitrag „Über die Aufgaben des Proletariats in der gegenwärtigen Revolution". Es ist die Darlegung der berühmten Aprilthesen, die für Erregung auch in den Reihen der Bolschewiki sorgen und für die Klärung, wie man sich der bürgerlichen Provisorischen Regierung gegenüber zu verhalten hat. Im Mittelpunkt der Thesen steht die Feststellung, daß die „Eigenart" der Lage in Rußland „im *Übergang* von der ersten Etappe der Revolution, die... der Bourgeoisie die Macht gab, zur *zweiten* Etappe der Revolution" besteht, „die die Macht in die Hände des Proletariats und der ärmsten Schichten der Bauern legen muß". Auch die Frage, wie der künftige Staatstyp aussehen soll, beantwortet Lenin. Das Schöpfertum der Werktätigen selbst, so Lenin, habe ihnen ein Instrument der Machtausübung an die Hand gegeben: die Sowjets. Das ist die Waffe der Arbeiter und Bauern, die sie gebrauchen lernen müssen. Deshalb kann es nur heißen: „Alle Macht den Sowjets!" Ihre Kraft haben die Sowjets schon in vielen Beispielen bewiesen, so auch, als der Petrograder Sowjet dem Zarensohn untersagte, die Stadt zu verlassen, obgleich er gültige Papiere der Provisorischen Regierung vorwies. Du bleibst und punktum, hieß es. Kontrolle genügt nicht. Kontrolle ohne Macht – das bedeutet, bürgerlichen Illusionen anhängen, mahnt Lenin. *Kraft* allein reicht nicht, sie muß zur *Staatsmacht,* zur Sowjetmacht werden. Wie soll das geschehen, fragen viele langjährige Bolschewiken „im ersten Augenblick fast etwas verwirrt", erinnert sich Nadeshda Krupskaja, Lenins Frau. Wir stellen die Minderheit in den Sowjets, unser Einfluß ist noch nicht so groß, und die Arbeiter sind nicht vorbereitet auf eine Machtübernahme. „Die Frage ist nicht, wie schnell man gehen soll, sondern wohin man gehen soll. Die Frage ist nicht, ob die Arbeiter vorbereitet sind, sondern *wie* und *worauf* man sie vorbereiten soll", ist Lenins Antwort. Die Stärke der Bolschewiki liegt darin, daß nur sie sagen können, wie der Krieg zu beenden ist, welche Rolle die Arbeiter und Bauern im neuen Staat einnehmen werden. Das „Wie" und „Worauf" ist der Kern der Aprilthesen. „...geschickt, vorsichtig, durch Erhellung der Köpfe das Proletariat und die arme Bauernschaft *vorwärts* führen von der ‚Doppelherrschaft' zur *unumschränkten* Herrschaft der Sowjets der Arbeiterdeputierten." Alexandra Kollontai, die langjährige Kampfgefährtin Lenins, spricht für die Mehrzahl ihrer Genossen: „Für viele waren die Thesen eine Offenbarung!"

Hans Bergmann

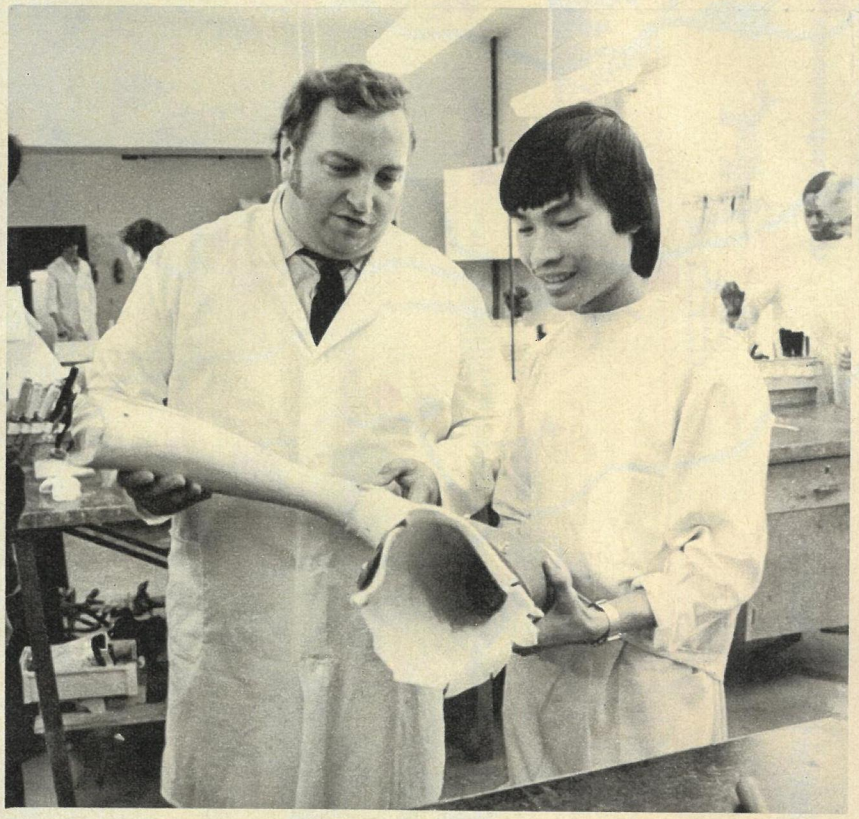
Redaktion: Horst Goldschmidt; Fotos: TASS, A. Poljakow/TASS, H. Ziebarth

★ Profile '87

Das Beispiel von Ba Vi

Dem Äskulapstab, dem weltweiten Symbol der Medizin nachgestaltet, ist das Firmenzeichen von Orthopädie-Technik Berlin. Menschliche Heilkunst wird hier durch moderne Technik gefördert. So entstehen beispielsweise in Serie jährlich rund 4000 kosmetische Hände und 40 000 Stück Brustersatz. „Der zutiefst humanistische Charakter unseres Staates schlägt sich für jedermann sichtbar in seiner Gesundheitspolitik nieder. Also sind wir stets gefordert, neue Erzeugnisse zu entwickeln und moderne Werkstoffe auf ihre Verwendungsfähigkeit in unserem Bereich zu testen." Das erklärte der Orthopädie-Facharzt Dr. med. Jörg Kristan, Direktor von Orthopädie-Technik Berlin, dem größten Betrieb seiner Art in unserem Land. Parallel zum Zusammenwirken mit medizinischen Institutionen, wie der Orthopädischen Klinik der Charité, kooperiert der Betrieb auch mit entsprechenden Einrichtungen in anderen sozialistischen Ländern. „Mit dem Zentralinstitut für Prothesenbau in Moskau wird ergebnisreich an einer computergestützten Meßmethodik von menschlichen Ganganalysen geforscht", sagt Dr. Kristan (auf unserem Foto mit dem Vietnamesen Tran van Thanh). Und mit Leningrader Experten wurden Paßteile entwickelt, aus denen künstliche Gelenke zusammengesetzt werden. Die Beziehungen des Berliner Betriebes reichen nach Vietnam und Afghanistan, nach Nikaragua und Kuba, nach Laos und Guinea. „Die Solidarität, von Bürgern unseres Staates geübt, gehört zu unserer tagtäglichen Arbeit." Die von dem 32jährigen Direktor seit 1984 geleitete Einrichtung führte in Vietnam schon Solidaritätsleistungen aus, als die US-Army das Volk noch in die koloniale Abhängigkeit zurückbomben wollte. 1969 begannen DDR-Fachleute mit vietnamesischen Freunden das heutige Institut für Rehabilitation und Orthopädie Vietnam–DDR in Ba Vi, 60 Kilometer von Hanoi entfernt, aufzubauen. 1984 übergeben, stellt es das größte zusammenhängende Objekt in diesem fernöstlichen Land dar, das aus Solispenden unserer Bürger errichtet worden ist. Ende vergangenen Jahres schloß Dr. Kristan eine weitere Vereinbarung ab, die vor allem auf die Qualifizierung von Ärzten und Orthopädiemechanikern an Ort und Stelle abzielt. „Bei meinem Besuch stellte ich erfreut fest, Ba Vi arbeitet zunehmend wirksamer. Über 3000 Patienten kann es gegenwärtig im Jahr versorgen. Aber das reicht längst nicht. Noch warten Tausende von Menschen darauf, mittels Prothesen oder anderer Hilfsmittel ihr körperliches Leistungsvermögen weitgehend zurückzuerhalten. In unserer Verbundenheit mit diesen tapferen, fleißigen Menschen werden wir also nicht nachlassen." So lehren Berliner Spezialisten in Ba Vi. Und gemeinsam mit Lehrlingen aus Nikaragua, Kuba, Laos und Guinea lernen derzeit auch junge Vietnamesen in der Aus- und Weiterbildungsstätte von Orthopädie-Technik den Beruf eines Orthopädiemechanikers. „Wir Liberaldemokraten werden auf unserem 14. Parteitag eine gute Bilanz unserer antiimperialistischen Solidarität ziehen können", betont Dr. Kristan, der als Delegierter an den Beratungen vom 9. bis 11. April in Weimar teilnimmt. „Mit ihren Spenden finanzieren die Parteimitglieder den Aufbau von Werkstätten in der Sozialistischen Republik Vietnam. Aus humanistischer Verantwortung reihen wir uns in die Solidaritätsbewegung ein, was wir bereits auf unserem 13. Parteitag 1982 mit einer Spende von 2 109 859 Mark durch die Tat bekundet hatten."

Karl-Heinz Knappe



Im nächsten Heft:

Kabuler Bilder

FW-Reporter besuchten die afghanische Hauptstadt und entdeckten eine Gegenwart, die aus Vergangenheit und Zukunft besteht.

Foto: V. Billeb

Die Gefahr, die in den Frühling eingeht

... erlebte der ukrainische Schriftsteller Juri Schtscherbak, dessen Erzählungen zumeist im Arztmilieu angesiedelt sind und der selbst als Mediziner und Angehöriger einer Spezialistengruppe im Gefahrengebiet von Tschernobyl tätig war. FW-Erkundungen um Leben und Werk dieses Mannes.

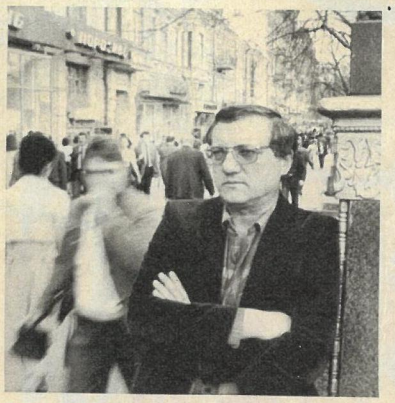


Foto: V. Billeb

Mit Axt und Säge im Ural

FW-Reporter waren am DDR-Abschnitt des Erdgastrassenbaus im Gebiet Perm. Sie besuchten auch die Männer vom Forst, die mit Motorsägen und schwerer Räumtechnik die letzten Meter des Weges für die künftige Ferngasleitung PROGRESS bahnten.

Wolken im Meer

Wie kann die Ostsee noch besser bewirtschaftet und geschützt werden? Dazu neue Erkenntnisse zu sammeln, lief das bisher größte wissenschaftliche Gemeinschaftsunternehmen ab, an dem sieben Länder teilnahmen.

Für aktuell notwendige Änderungen in ihren Ausgaben bittet die Redaktion um Verständnis.

Autonomes Gebiet der Karatschaier und Tscherkessen

FREIE WELT

42

44

Gebiet Krasnodar

Adyge-Chabl

Tscherkessk

Selentschuk

+40

-31

Großer Stawropoler Kanal

Ust-Dshegutinskaja

Kleiner Kuban

Kuma

Chabls

Urup

Selentschukskaja

Karatschajewsk

+25

-34

Mineralische Farben

+35

-36

Kaukasisches Naturschutzgebiet

Teberda

Naturschutz-gebiet

Teberda

Elbrus 5642 m

Dombai-Ulgen 4046 m

Dombai

Abchasische ASSR

Georgische SSR

N

Steinkohle

Kupfererze

Polymetallerze

Baumaterialien

Sandstein

Tone, Lehme

Granit

Gips

Marmor

Vulkanisches Gestein

Meteorologische Stationen

Mineralquellen

ASSR der Kabardiner und Balkaren